



# Sezession

Autorenporträt  
Rolf Peter Sieferle

Frank Lisson  
Blinde Flecken

Götz Kubitschek  
Selbstverständlichkeiten

Nils Wegner  
Kognitive Biowaffen

Thomas Wawerka  
Recht und Fremdheit

77

April 2017  
11 EURO  
ISSN 1611-5910  
[www.sezession.de](http://www.sezession.de)

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich)  
und Erik Lehnert.

15. Jahrgang, Heft 77,  
April 2017

*Sezession* erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das Einzel-  
heft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten.

Wer *Sezession* für mehr als lesens-  
wert hält, kann ein Förderabonne-  
ment (75 €/sechs Hefte) zeichnen.  
Das normale Jahresabonnement  
(sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt  
35 € (junge Leser in Ausbildung),  
jeweils inkl. Versand. Auslandsa-  
bonnenten bezahlen zusätzlich 10 €  
Porto im Jahr.

Wird das Abonnement nicht bis zum  
30. November gekündigt, verlän-  
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten als Kurzbeitrag  
9000 und als Grundlagenbeitrag  
15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen)  
umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
Tel: (03 46 32) 90 43 99  
Fax: (03 46 32) 90 43 97

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Bild und Text

- 2 **Der bewegte Mann**  
Ellen Kositzka

### Grundlagen

- 4 **Autorenporträt Rolf Peter Sieferle**  
Michael Wiesberg
- 10 **Das Recht des Fremdlings**  
Thomas Wawerka
- 14 **Blinde Flecken**  
Frank Lisson
- 18 **Selbstverständlichkeiten**  
Götz Kubitschek
- 22 **Konservative im Widerstand**  
Autorenkollektiv
- 26 **Geschlecht, Kultur, Natur**  
Sophie Liebnitz
- 30 **Gremliza – Der Pate der Antideutschen**  
Siegfried Gerlich
- 34 **Meme: kognitive Biowaffen**  
Nils Wegner
- 40 **Glossarium für den Psychokrieg**  
Caroline Sommerfeld

### Kurzbeiträge

- 42 **Neues von der Geschlechterfront**  
Ellen Kositzka
- 44 **AltRight im Wandel**  
Nils Wegner
- 46 **Mosaik-Rechte und Jugendbewegung**  
Benedikt Kaiser

### Bildinnenteil

- 48 **Der ruhmreiche Februar**

### Debatte

- 54 **Armut und soziale Gerechtigkeit**  
Benedikt Kaiser und Felix Menzel

### Bücher

- 60 **Sprengkraft der Klassiker-Lektüre**  
Gespräch mit Günter Scholdt

### Rezensionen

## Ein vergifteter Brunnen

von Götz Kubitschek

1998 legte der Schriftsteller Martin Walser unter dem Titel *Ein springender Brunnen* seinen Versuch vor, die eigene Kindheit und Jugend im Dritten Reich erzählerisch zu fassen. So etwas ist in Deutschland stets ein Wagnis von der Art der berühmten Schiffspassage zwischen Skylla und Charybdis: Während hier der Vorwurf der Verharmlosung und der Rechtfertigung des Unbegreiflichen lauert, beteiligt man sich dort rasch an der moralischen, spät-intensiven, jedenfalls ungefährlichen Bekämpfung Hitlers, die, je länger sein Reich zurückliegt, desto heftiger betrieben wird.

Walser wagte den Versuch einer »reinen« Beschreibung, gemäß dem Grundsatz, daß alles, was ist, solange es ist, nicht dasselbe ist, was es ist, wenn es gewesen sein wird. Oder anders ausgedrückt: »Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte.« Walser meinte damit nichts anderes, als daß alles Geschehen und Erleben im Nachgang erzählerisch glattgezogen oder umgebogen, jedenfalls eingefärbt oder sogar eingetrübt werde, daß die Sprache dies ermögliche und hergebe, dabei jedoch jene Reinheit eines springenden Brunnens verliere, die ihr eigen sei, wenn sie sozusagen an der Quelle des Erlebens unmittelbaren sprudle – unvernutzt, nicht eingebettet, im Überfluß.

Als Walsers Roman erschien, wurde sein Ansatz kritisch beäugt: Liegt in der »reinen« Erzählfreude über eine Zeit, in der – so die Nachgeborenen – jedes anständige Leben einen Geschwister-Scholl-Verlauf hätte nehmen sollen, nicht bereits eine Verharmlosung? Suggestiert der Roman nicht, es habe ein wahres Leben im Falschen gegeben? Darf man sich der schwarzen Zeit überhaupt naiv, kindlich, rein nähern? Darf da die Sprache übersprudeln oder sollte sie nicht doch lieber in der für diesen Trunk vorgesehenen Schale abgeschöpft und dem Leser vorgesetzt werden? Oder darf der Versuch Walsers als vorbildlich für ein Hüteamt an der Sprache an sich gelten?

Die Sprache unserer Zeit – sie ist kein springender Brunnen mehr, sondern ein vergifteter. Die Enthemmung hat sie vergiftet. Sie ist hemmungslos geworden, weil die Entgrenzung an den Grenzen stattfinden konnte und die Gegner dieser Entgrenzung denunziert, verleumdet, wesentlich mißverstanden und verdächtigt werden,

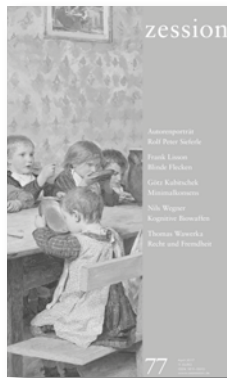
also mit sprachlichen Mitteln und unter Ausnutzung der Zugänge zur veröffentlichten Sprache. Nichts wirkt zersetzender als der Mißbrauch der Sprache durch Institutionen mit seriösem Ruf. An diesem Punkt sind wir angekommen.

Dem schmutzigen Einsatz der Sprache ist kaum ein Riegel mehr vorgeschoben. Es gibt weniger und weniger ein Innehalten vor der böartigen und kalkulierten Feindmarkierung mit vernichtenden Vokabeln (»Nazi«, »Brandstifter«, »Volksverräter«, »Lügenpresse«). Das sprachliche Gift entfaltet seine Wirkung langsam, aber gründlich: Es zersetzt die Verständigungsstränge, es vergällt uns die Lektüre und das Zuhören. Bald werden private Projekte (die Amadeu-Antonio-Stiftung oder die »Rechercheplattform« korrektiv.org) mit staatlichem Auftrag versehen darüber entscheiden, welche Äußerung »Haß« transportiere. Von solchen Instanzen wird das sprachliche Gift mit feinen Nadel injiziert, die Denunziation wird mit vergifteten Wörtern abgesichert.

Seit Walsers Brunnenfest sind fast zwanzig Jahre vergangen. Wenn sein Bild vom aufspringenden Wasser letztlich darauf abzielte, der Geschichtserzählung »aus ihrer Zeit heraus« aufzuhelfen und die Sprache auf diesem Feld zu entrüben, muß man sagen: Er ist gescheitert – nicht in seinem Roman zwar, aber auf's Ganze gesehen. Unsere Hoffnung geht dahin, daß es mit der Sprache unserer Tage einmal so sein wird wie mit allem, was in konkreter Lage und Zeit seine Färbung erfährt: Man wird nicht mehr nachvollziehen können, wie es dazu hatte kommen können. Der Springbrunnen der Sprache muß tabu sein, an ihm müssen sich Freund und Feind laben dürfen, und niemand darf ihn vergiften.

×

5. August 1942 – Die Marschetappen werden jetzt nach Brunnen festgelegt, die manchmal ohne zugehörige Siedlung einsam aus der Weite ragen. In der Nacht erkennt man ihre Balkenwippen erst spät, aber die richtigen Wege sind nicht zu verfehlen. Einheimische erzählen, daß oft deutsche Truppen und russische Fahrzeuge sich geradezu bei den Brunnen ablösten. Anfangs befürchtete man Brunnenvergiftungen, doch ist das uralte Gesetz der Steppe bisher von keinem übertreten worden: Das Wasser ist tabu. ■



## Der bewegte Mann

von Ellen Kositzka

Was sehen wir? Sieben Personen. Sechs davon agieren definitiv eine männliche Rolle aus. Bei der siebten, ganz rechts im Bild, blieb die geschlechtliche Zuweisung auch unter Hinzuziehung weiterer Bilder allen Betrachtern unklar. Das ist deshalb bemerkenswert, weil sie als einzige Person unverschleiert »Gesicht zeigt«. Drei Männer sind in dieser Aufnahme verdeckt, jedoch tragen auch sie Kapuzen und zum Teil Sonnenbrillen. Wir sehen ferner eine zeltähnliche Überdachung und ein Banner, das sich aufgrund typographischer Eigenheiten als Werbepostcard der Partei »Die Linke« zuordnen lässt. Was ist da los? Warum der Gletscherlook? Der 17. Februar 2017, der Aufnahmetag des Photos, ging weder aufgrund einer besonderen Intensität der Sonnenstrahlung noch einer extremen Kälte in die meteorologischen Annalen des Landkreises Saalekreis ein. Die Kluft diente der Tarnung. Denn: Das hier abgebildete Personal war Teil eines Aufmarsches, der sich gegen die Winterakademie des Instituts für Staatspolitik (IfS) richtete. Unter dem Kampfruf »IfS dichtmachen!« hatten im Vorfeld sowohl an Universitäten als auch in sachsen-anhaltischen Kleinstädten mehr als ein Dutzend »Mobilisierungsveranstaltungen« stattgefunden, auf denen dazu aufgerufen wurde, mißliebige Einstellungen mundtot zu machen.

Bemerkenswert: Sogar auf diesen oft stundenlangen »Mobi-Treffen« innerhalb universitären, mithin staatlichen Geländes wurde so sorgsam wie lookistisch sortiert. Als »Interessant« ging nur durch, wer links genug aussah. Wer den linksradikalen Äußerlichkeitskriterien nicht vollends entsprach, wurde hinauskomplimentiert – so geschehen in Halle und Dresden. In Leipzig und Merseburg hingegen war die Tarnung wohl geschmeidig genug.

Knapp einhundert Menschen folgten letztlich dem breitgestreuten Ruf (es riefen unter anderem: Bündnis Aufstehen gegen Rassismus Mitteldeutschland; Bündnis Querfurt für Weltoffenheit; SDS.Die Linke MLU) ins erklärte Feindesland Schnellroda. Sie zogen krakeelend, mittelfingerstreckend und bannerschwenkend (»Intellektuelle [sic!] Rechte halt's Maul!«) durchs Dorf.

Nun also diese Gruppe hier. Widmen wir uns der dritten Person, von rechts gesehen. Hände

vergraben in Bluejeans, das Kinn im schwarzen Megaschal verborgen, die Augen sonnenbrillenbedeckt, das empfindliche Haupt doppelt gehütet sowohl von Basecap als auch von einer Kapuze. Bleiben sichtbar: Wangenpartie, strichförmig gespreizte Lippen, Nasolabialbereich. Der kecke Spruch über *Mother's baby, father's maybe* findet hier definitiv keinen Anker: Das ist ganz offenkundig, allen Tarnversuchen zum Trotz, das junge Antlitz eines Ralf Stegner! Ist es wirklich: Der uns hier so rechtwinklig angrient, ist Fabian Stegner, seines Zeichens Sohn von Ralf, dem Linksausleger und stellvertretenden Bundesvorsitzenden der SPD, Chef seiner schleswig-holsteinischen Landespartei. Es ging oft über die »vaterlose Gesellschaft« (Alexander Mitscherlich); hier wäre ein Gegenbeispiel. Der Nachkriegsgeneration war oft ihr krankhafter Bruch mit den »Vätern« vorgeworfen worden – hier finden wir ein Indiz des Gegenteils: der Überidentifikation. Papa Ralf hatte sich gelegentlich so sehr im Ton gegenüber der politischen Konkurrenz vergriffen, daß es strafrechtlich relevant wurde. Sohn Fabian (einer von drei Stegner-Söhnen) nun studiert, rund 450 Kilometer von Mama und Papa entfernt, in Halle/Saale Lehramt für Förder-schulen. Fabian hat sein Twitter-Konto monströs durch kommunistische Symbolik verziert. Während der Papa oft mehrmals in der Stunde zwitschert (Sachen wie »mein Musiktipp für Euch da draußen«; Reinhard Mey, *Sweet Baby* et al.), verhält es sich mit dem Schnäbelchen des Sohnmanns anders, da gibt es über Monate Ladehemmung. Auch keine Stellungnahme zu jenen Kombattanten in Schnellroda, die da skandierten: »Faschofresse, Kinderschreck, haut Kubitschek die Zähne weg!« Artig hingegen der Tweet des Jungstudenten von anno 2013: »Heute per Briefwahl beide Stimmen der SPD gegeben. Veränderung durch Bewegung! Jetzt!«

*Ich bewege mich* bedeutet à la Fabian: Taschenbillard, Schalkragen hochziehen, familiär bedingte Mundwinkelanspannung. Papa Ralf hatte im Mai 2016 dazu aufgerufen, »Rechtspopulisten und ihr Personal« anzugreifen. An dieser Stelle fehlt der Platz, sämtliche seither erfolgten Anschläge auf AfD-Büros, Autos und Infostände der SPD-Konkurrenz aufzuzählen. Jedoch: Das Fünkchen lodert fort! So unterstützt der Studierendenrat der Martin-Luther-



Universität Halle (wiewohl nur mit einem hochschulpolitischen Mandat ausgestattet) einen sogenannten »Arbeitskreis Protest«, und zwar mit bis zu 9259 Euro im Jahr. Dieser Kreis arbeitet eng mit dem Bündnis Halle gegen Rechts zusammen und hat seine Ausrichtung entsprechend angepaßt. Auch die Aktionen gegen »Schnellroda« wurden aus diesem Säckel gefördert. Ach, Studentenrat, Studentenparlament! (Pardon: Heute heißt es »geschlechtergerecht« Studierendending.) Wo ist die Legitimation für eine Agitprop-Truppe, wenn die Wahlbeteiligung unter 20 Prozent liegt?

Wir weichen ab. Es ging um Fabian Stegner und sein Vermummungsspiel. Es gibt auf You-

Männern, die die Zigarette »aus der Handfläche heraus« rauchen. Die Erfahrung hat gelehrt, dass es zweckmäßig ist, solchen Menschen mit Vorsicht zu begegnen, da deren Empfindungsleben sich auf das Allernotwendigste beschränkt, um mit der eigenen Umwelt fertig zu werden. Das ist übrigens auch einer der Gründe, wieso in typischen Filmen aus Hollywood über den Zweiten Weltkrieg rauchende Nazis die Zigarette fast immer ganz unten am Handteller halten. Diese Gestik wird in Filmen bewusst eingesetzt, um so eine kältere und härtere Wesensart der betreffenden Person darzustellen.« In Wahrheit wissen wir natürlich wenig über das Empfindungsleben eines Fabian Stegner. Wir ken-



Tube einen selten gesehenen Filmschnipsel, der unter der Suchanfrage »Haben die Alten unsere Zukunft versaut?« leicht zu finden ist. Dort wird Stegner jun. gemeinsam mit Johannes Kretschmann (»Dr Ernscht dr Lage«; Sohn des baden-württembergischen Landesvaters Winfried Kretschmann) unverhüllt interviewt. Die Aufnahme datiert von 2012. Der Stegnerfilius trägt hier ein Botschafts-T-Shirt mit der Aufschrift »Stateless. No leaders. No nations. No borders« zur Schau. Stegner raucht. Und wie!

Ja, wie denn? Ich habe es mir auf der Lifestyle-Netzseite pinehearts.at erläutern lassen. Dort: »Im Gegensatz zu Frauen, wo man diese Gestik fast nie sieht, erkennt man dies bei vielen

nen ja nur unseren Mitscherlich in- und auswendig. Er läßt kaum Gutes an der übertriebenen Prägung durch den Vater. Mitscherlich: »Unverstand und Neigung zu Brutalität, die wir in der Kindheit erfahren, hinterlassen für immer Spuren in unserem Charakter. Wir sind eingedenk des Pascalschen Satzes: »Niemand tut man so vollständig und gut das Böse, als wenn man es mit gutem Gewissen tut.« [...] Das sind die Aspekte des entarteten Gewissens, dessen Gehorsamsforderung nicht von Einsicht gelenkt ist, sondern wiederum ein unzugängliches Absolutum darstellt.«

Fabian! Laß den Mummenschanz! Emanzipier' dich mal von Papa! ■

# Das Werk von Rolf Peter Sieferle: Zwischen Behemoth und Leviathan

von Michael Wiesberg

Seinen letzten Essay veröffentlichte der Umwelthistoriker Rolf Peter Sieferle im Winterheft 2015/16 der Zeitschrift *Tumult*, wo er mit »Deutschland, Schlaraffenland – Auf dem Weg in die multitribale Gesellschaft« eine der wohl luzidesten Analysen zu dem »ganz Europa destabilisierenden Wahnsinn der Grenzöffnung« vorlegte. Diese Grenzöffnung sei vielleicht »nur der Vorbote umfassenderer Konvulsionen«, »in denen alles untergehen« werde, »was uns heute selbstverständlich ist«. Drei Tage vor seinem Freitod in Heidelberg im September 2016 schickte er an seine engsten Freunde noch einen Brief, in dem er zu der Schlußfolgerung kam, daß wir »es zur Zeit offenbar mit einer gezielten Selbsterstörung der deutschen, europäischen, westlichen Kultur zu tun« haben. Danach verstummte der gebürtige Stuttgarter für immer, der als Denker *sui generis* zu Lebzeiten bei weitem nicht die Aufmerksamkeit erfuhr, die ihm aufgrund der Bedeutung seines Werks eigentlich hätte zukommen müssen.

Sieferle war zunächst lange Zeit in Mannheim als Privatdozent und Professor tätig, ehe er im Jahre 2000 eine Berufung auf den Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte in St. Gallen erhielt. In ihrem Nachruf wies die Wiener Umwelthistorikerin Verena Winiwarter, die mit Sieferle immer wieder wissenschaftlich zusammenarbeitete, darauf hin, daß sich der »brillante Vortragende« dem »internationalen Konferenztourismus« entzogen und die »gelegentliche Abgeschiedenheit als Privatgelehrter« geschätzt habe. Das habe »seiner Bekanntheit« geschadet. »Viele von uns«, so Winiwarter, trauerten um »einen unbestechlichen, aber stets wohlwollenden Kritiker«, aber auch um »einen humorvollen, treuen Freund«, der sich »fremden Denkwelten« gegenüber »wie kaum ein anderer« aufgeschlossen zeigte. Es waren wohl diese Eigenschaften, die Sieferle zu einem Seismographen für die Offenlegung von »unterirdischen« Transformationsprozessen prädestinierten, die ihr besonderes Profil durch dessen Bemühen gewannen, seine Erkenntnisse mit Niklas Luhmanns Systemtheorie zu amalgamieren. Moralisierende Einlassungen, schon gar politisch korrekter Natur, finden sich in seinem Werk deshalb so gut wie nicht.

Von diesem Ansatz sind auch seine eben postum publizierten Miszellen geprägt, die im *kaplaken*-Band *Finis Germania* nachgelesen werden können. Überdies erschien in der *Werkreihe von Tumult* die letzte Studie Sieferles; sie trägt den Titel *Das Migrationsproblem*. Beide Publikationen können auch als Belege dafür gelesen werden, warum der Umwelthistoriker, dessen Arbeitsschwerpunkte Umweltgeschichte, Universalgeschichte, Sozial- sowie Kultur- und Ideengeschichte der Industrialisierung umfaßten, immer wieder als »Universalgelehrter« bezeichnet wurde. Sein umfassender Bildungshorizont ermöglichte ihm Analysen und Synthesen, die eine Gesamtschau auf Vorgänge eröffneten, wie sie so sonst kaum zu finden sind. Die Lektüre von Sieferles Texten bedeutet deshalb immer einen Erkenntnisfortschritt – auch wenn diese Erkenntnisse, zumal aus deutscher Sicht, schmerzlich sein können.

»Wir stehen also vor dem Problem, daß eine erfolgreiche Industrialisierung offenbar auf bestimmten historischen, vor allem kulturellen und institutionellen Voraussetzungen beruht, die nicht leicht zu imitieren oder zu »konstruieren« sind. Die Menschen leben gerne im Schlaraffenland, deshalb drängt es sie zur Migration in die Industrieländer, denn irgend etwas hindert sie daran, dieses Schlaraffenland bei sich zuhause zu errichten. Offenbar ist die Immigration in ein bereits existierendes Schlaraffenland leichter als sein Aufbau im eigenen Land.«

Rolf Peter Sieferle:  
»Deutschland, Schlaraffenland. Auf dem Weg in die multitribale Gesellschaft«; in: *Tumult. Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, Winter 2015/16.

Läßt man das Gesamtwerk Sieferles Revue passieren, ist ein durchgehender roter Faden zu erkennen, der sich bis in seine letzten Schriften erstreckt. Auf einige ausgewählte Veröffentlichungen seines Werkes sei im folgenden eingegangen.

Das Thema seiner Doktorarbeit, mit der er Ende der 1970er Jahre promoviert wurde, lautete *Die Revolution in der Theorie von Karl Marx*. Sieferle versuchte in dieser Arbeit, zu zeigen, daß Marx die Gesellschaft in eine »geschichtsphilosophische Konstruktion« stellte, die von vornherein ihre Aufhebung garantierte. Der Kern der Wirklichkeit liege aber für Marx in der Ökonomie, weshalb die Analyse des Kapitalismus im Mittelpunkt seines Denkens stehe.

Sieferle sollte sich auch in der Folge immer wieder mit Marx auseinandersetzen; 2007 legte er beispielsweise eine Einführung in das Denken von Karl Marx vor. Der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie bescheinigte Sieferle eine beachtliche analytische und prognostische Kraft; die Grenzen seines Denkens würden aber in dessen Planungsoptimismus, in seiner ökonomischen Simplifizierung sozialer Phänomene und nicht zuletzt in der Voraussage einer herrschaftsfreien Gesellschaft nach dem Zusammenbruch des Kapitalismus deutlich.

Der nächste bedeutende Wurf Sieferles war das 1982 publizierte Buch *Der unterirdische Wald. Energiekrise und industrielle Revolution*. Dieses Werk kann als Versuch gedeutet werden, eine Art Geschichte der Energiesysteme unter ökologischen Aspekten vorzulegen. Der Übergang zur Nutzung fossiler Energieträger, vor allem der Kohle, in der Zeit der Industriellen Revolution stellte die Weichen für die zukünftige wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Wäre der industrielle Brennstoffbedarf bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts durch Holz gedeckt worden, wäre die industrielle Entwicklung wohl stark verlangsamt worden. Die aus dem hohen Tempo der Industrialisierung entstehende soziale Krise wäre dann nicht oder in wesentlich gemäßigerer Form eingetreten.

»Nachdem das reale Deutschland untergegangen ist, bleibt es als Mythos erhalten. Die Fellachen aber, die in den Ruinen seiner Städte ihren Geschäften nachgehen, konnten gerade dadurch in die Geschichtslosigkeit versetzt werden, welche die Basis ihres pragmatischen Erfolgs ist.«

Rolf Peter Sieferle: *Finis Germania*.



Rolf Peter Sieferle: *Das Migrationsproblem. Über die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Masseneinwanderung (= Die Werkreihe von TUMULT 1)*, Dresden 2017, 136 Seiten, brosch., 16 €

ders.: *Finis Germania (= reihe kaplaken 50)*, Schnellroda 2017, 104 Seiten, 8,50 €

Erbältlich bei [antaios.de](http://antaios.de)

*Der unterirdische Wald* führte quasi direkt zu Sieferles Auseinandersetzung mit den *Fortschrittsfeinden* (1984) von der Romantik bis zur Gegenwart. Ausgangspunkt ist die These, »daß die Technikkritik seit dem 19. Jahrhundert als Reaktion auf die Zertrümmerung der altständischen Gesellschaft entstand und daher als Versuch zu begreifen ist, die mit der Entstehung des Industriesystems verbundene Umwälzung intellektuell zu bewältigen«. Er versucht, diesen Prozeß nachzuzeichnen, indem er einen Bogen von der Aufklärung über die Maschinenstürmer, den Pauperismus, Karl Marx, die konservative Technikkritik sowie den Nationalsozialismus bis hin zu den Protest- und Alternativbewegungen der 1980er Jahre schlägt.

Die Industriegesellschaft stand auch im Fokus seiner folgenden Arbeit: *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt* (1990). Er geht hier einer Auseinandersetzung zwischen Moralphilosophen, Theologen und Ökonomen im 18. und 19. Jahrhundert über Probleme nach, die die soziale Legitimität der Industriegesellschaft in der Folge beeinflussen sollten. Aufgezeigt wird zunächst, wie in der Neuzeit die Natur mehr und mehr als Regelsystem mit eingeschriebenen Gesetzmäßigkeiten verstanden wurde,



Bild: ©Daniel Ammann,  
Herisau (CH).

in dem Gott letztlich nur die Rolle eines Uhrmachers zukommt, der nicht mehr eingreifen braucht. Die Denkfigur der *Oeconomia naturae*, das Modell einer harmonischen Ordnung der Natur, ist Ausdruck dieses Ansatzes. Welche Ordnungsstrukturen letztlich auch entstehen, alles bleibt von der allmächtigen göttlichen Providenz abgesichert. Auf die bürgerliche Gesellschaft übertragen, bedeutet dies, »daß die Rolle der staatlichen Kontrolle und fürstlichen Herrschaft zugunsten der Selbstregulierung herabgesetzt werden kann«. Adam Smiths Werk vom *Wohlstand der Nationen* (1776) liest Sieferle vor diesem Hintergrund weniger als nationalökonomisches Lehrbuch, sondern als philosophisches Traktat, das diesem Ansatz Gestalt verliehen hat. Smith ging unter anderem der Frage nach, wie sich die unterschiedlichen Interessen der Menschen in ein ausgewogenes Ganzes fügen könnten. Er entwickelte dabei das Axiom, daß das individuelle Streben der einzelnen insgesamt auf eine harmonische gesellschaftliche Entwicklung hinauslaufe. Die »freie und spontane Verfolgung von Eigeninteressen und Bedürfnissen« erfordert also keine Tugend, die es notwendig macht, »selbstsüchtige Triebe zugunsten des sittlichen Ganzen« einzuhegen. Diese Smithsche Volte, wenn man so will, macht deutlich, warum der schottische Moralphilosoph als einer der herausragenden Vertreter des Programms einer »automatischen Selbststeuerung der Gesellschaft« gilt.

»Die Geschichte der Moderne ist eine Geschichte der Krise in Permanenz, die gewöhnlich durch eine Flucht nach vorne »bewältigt«, d.h. in die Zukunft verschoben wird. Die Residuen traditioneller Normalität, von denen sie normativ seit langem zehrt, werden immer geringer.«

Rolf Peter Sieferle: *Fort-schrittsfeinde?*

Im ausgehenden 18. Jahrhundert gab es nun allerdings Entwicklungen, die erhebliche Zweifel an der Wohlgeordnetheit der Natur aufkommen ließ. Es waren nicht nur die elenden Lebensverhältnisse der Unterschichten (z.B. in England), sondern auch die Befürchtung, daß der »Wohlstand der Nationen« durch Überbevölkerung zunichte gemacht werden könnte. Befeuert wurden diese Befürchtungen durch die düstere Bevölkerungstheorie des britischen Ökonomen Robert Malthus, der die Auffassung vertrat, daß sich eine ständig wachsende Bevölkerung zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr aus ihrem Lebensraum ernähren könne. Ist dieser Punkt erreicht, kommt es zu einer Begrenzung der Bevölkerungsgröße durch »positive checks« wie zunehmender Sterblichkeit durch Hunger infolge fortschreitender Verelendung der Menschen.

Die nicht zu überwindenden Widersprüchlichkeiten im Modell der *Oeconomiae naturae* führten nach Sieferle zur Ausformung eines Fortschrittspostulats, das im wesentlichen auf der Idee eines ständigen wis-



senschaftlichen und technischen Fortschritts beruhe. Not und Elend wurden durch die Verheißungen der Zukunft relativiert. Der *Big bang*, den dieser wissenschaftliche Paradigmenwechsel im 19. Jahrhundert ausgelöst hat, kann allerdings nicht übertünchen, daß die im 18. Jahrhundert diskutierten Visionen von Überbevölkerung und endlichen natürlichen Ressourcen keineswegs entkräftet sind. Vielmehr handelt es sich um Szenarien, die heute wieder mit Vehemenz im Raum stehen.

In seinem 1997 publizierten, einmal mehr hochkomplexen Werk *Rückblick auf die Natur*, das sich als Beitrag zur Umweltgeschichte versteht, erläutert Siefertle unter anderem, warum er den Begriff »Moderne« für eine »Fiktion« hält. Modern sei »der jeweilige Status quo sowie die Überwindung dieses Status quo zugleich«. Da man aber kein Wissen davon besitzen könne, wohin sich dieser Prozeß bewege, sei »modern« schlechthin alles, und das bedeute: »nichts«. Die Umwälzungen der letzten zweihundert Jahre belegt Siefertle stattdessen mit dem Begriff »Transformationsphase«. Entsprechend ist für Siefertle der Prozeß der Industriellen Revolution immer noch voll im Gang – worin er sich mit denjenigen Stimmen trifft, die die gerade anbrechende Ära der Digitalisierung als »Vierte Industrielle Revolution« deklarieren. So spricht zum Beispiel der Historiker Andreas Rödder von einem »weiteren Beschleunigungsschub einer größeren, übergreifenden Entwicklung, die spätestens mit den ersten Eisenbahnen des 19. Jahrhunderts einsetzte«. Auch Rödder deutet diesen Schub als Ausdruck »vielfältiger Transformationsprozesse«, die vor gut 100 Jahren mit der Elektrifizierung eingesetzt hätten.

Diese Einsichten leiten über zu einem Werk Siefertles, das auch über zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen durch seine prognostische und analytische Kraft besticht und mit Sicherheit zu dessen *Opera magna* gehört, nämlich *Epochenwechsel* (1994). Wenn man so will, ist dieses Buch eine Art »Lesebuch« für Siefertles oben angesprochene, postum veröffentlichte letzte Schriften. Zu Recht hat Karlheinz Weißmann in Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs* darauf hingewiesen, daß diese Arbeit mit Blick auf die Ausdeutungen und Konsequenzen der Wende von 1989/90 in der Regel nicht genannt wird, obwohl sie zu den »klügsten Analysen« gehört, die zu Papier gebracht worden sind. Weißmann führt diese Beobachtung auf den Umstand zurück, daß Siefertle hier »unangenehme Wahrheiten« anspreche und seine Präferenz für den »preußischen Sozialismus« alles andere als zeitgeistkompatibel sei. Entsprechend reserviert fielen auch die Rezensionen aus, die den Autor möglicherweise bewegen haben, in der Folge »vermintes Gelände« zu meiden – sieht man einmal von seinen fünf »biographischen Skizzen« zur Konservativen Revolution ab (1995). Ähnlich Akzentuiertes zur politischen Lageanalyse ist erst wieder in seinen nachgelassenen Arbeiten zu lesen, auf die noch näher einzugehen sein wird.

Es sind nicht nur Siefertles Prognose einer Wiederkehr der Machtpolitik oder die Entfaltung der Migrationsproblematik und ihrer, zumal aus deutscher Sicht, bedrohlichen Konsequenzen, die Verwerfungen des Geburtenschwunds, die Darlegung, warum der Sozialstaat nur als Nationalstaat möglich sei, oder die profunden Analysen zur »Globalisierung«, die das Buch aus konservativer Sicht unentbehrlich machen, sondern vor allem seine ideengeschichtliche Abrechnung mit den selbsterstörerischen Konsequenzen des »humanitären Universalismus«, der in der Bundesrepublik »zum unbefragten, selbstverständlichen Daseinsprinzip werden konnte«, die das Buch als Kardinalbegriff durchzieht. Der humanitäre Universalismus ende erst dann, so analysiert Siefertle, »wenn völlige Freizügigkeit, Offenheit sämtlicher Grenzen und totale Mobilität auf den Weltarbeitsmärkten« bestehe. Es ist im Sinne dieser Logik also nur konsequent, wenn sich die Kanzlerin kurzerhand vom ethnischen Volksbegriff verabschiedete, als sie kürzlich verkündete, das Volk sei »jeder, der in diesem Land lebt«.

Wenn man so will, steht *Epochenwechsel* im Spannungsfeld zweier Pole, die der jüdischen Mythologie entlehnt sind, nämlich Behemoth und Leviathan. »Das negative Extrem der Freiheit«, so Siefertle, trage »den Namen Behemoth«. Es handele »sich um die kriminelle Anarchie oder den offenen Bürgerkrieg, im äußersten Fall um den Kampf aller gegen alle«. Das negative Extrem der Ordnung heiße »Leviathan: Despotie und Tyrannie bis hin zur totalen Herrschaft«. Das Extrem der Freiheit sei »das

»Am Ende der verzweifelten Versuche, den Sozialstaat als traditionellen Umverteilungsstaat zu behaupten, könnte daher seine völlige Desintegration stehen. Da er auf keiner Nationalökonomie mehr beruht, könnte er selbst als Nationalstaat obsolet werden und einer neuen globalisierten Ordnung Platz machen. Eine spezifisch »nationale« Solidarität zwischen den Globalisierungsgewinnern und den Globalisierungsverlierern ist dann undenkbar geworden. Die alten Verteilungskämpfe könnten wiederkehren, ohne daß ein mäßiger Appell an übergeordnete Werte jenseits des allgemeinen Humanitarismus möglich wäre. Die Gewinner sehen sich als post-nationale Weltbürger an, die frei auf der Ebene der globalen Systeme agieren wollen und keineswegs anderen Bewohnern des Territoriums, in welchem sie gerade leben, verpflichtet sind.«

Rolf Peter Siefertle:  
*Epochenwechsel*.

»Die »Völker« [...] sollen sich in »Bevölkerungen« transformieren, die nichts mehr an ihre Traditionen bindet. Dies wird als Bedrohung der Identität gesehen, und dagegen erhebt sich Protest. Das einst recht homogene Volk soll sich in einen Stamm unter Stämmen verwandeln, also etwa in »Deutschlandländer«, die neben »Deutschtürken- und »Deutschsyrern« leben.«

Rolf Peter Siefertle: *Das Migrationsproblem*.

»Nietzsche hatte von der Herde gesprochen, deren Moral die moderne Welt kennzeichne. [...] Heute scheint sich für die Beschreibung solcher moralischen Ordnungen eher das Bild des Hühnervolks anzubieten. Sein erstes Merkmal ist die rasche Bereitschaft zur Furchtsamkeit, zur Panik vor allem, was nur im entferntesten nach einem Fuchs aussieht. Nur ein Deutscher konnte auf die Idee kommen, den Zustand der Herde [...] mit dem Begriff ›Risikogesellschaft‹ zu belegen.«

Rolf Peter Sieferle: *Finis Germania*.

#### Literaturhinweise:

Rolf Peter Sieferle: *Die Revolution in der Theorie von Karl Marx*, Berlin 1979;

ders.: *Der unterirdische Wald. Energiekrise und Industrielle Revolution*, München 1982;

ders.: *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1984;

ders.: *Bevölkerungswachstum und Naturhaushalt. Studien zur Naturtheorie der klassischen Ökonomie*, Frankfurt a.M. 1990;

ders.: *Epochenwechsel. Die Deutschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, Berlin 1994;

ders.: *Die Konservative Revolution. Fünf biographische Skizzen*, Frankfurt a.M. 1995;

ders.: *Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt*, München 1997;

ders.: *Karl Marx zur Einführung*, Hamburg 2007;

ders.: *Finis Germania*, Schnellroda 2017;

ders.: *Das Migrationsproblem. Über die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Masseneinwanderung*, Waltrop u. Berlin 2017;

*Staatspolitisches Handbuch, Band 2: Schlüsselwerke*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010.

blutige und grausame Chaos«, »das Extrem der Ordnung die blutige und grausame Unterdrückung«. »Das dominante Feld der politischen Ideologie« sei »so weit in Richtung des Behemoth verschoben worden, daß fast durchweg der Leviathan als der einzige Feind des Menschengeschlechts gilt«. Wenn diese Verschiebung an ihr Ende gekommen sei, winke jedoch »kein sanftes Arkadien«, sondern die »harte Ordnung des Behemoth, der Sieg der Stärksten, Skrupellosesten und Durchsetzungsfähigsten, die den Schwachen nur insofern Schutz gewähren, als sie sich in ihren Einfluß- und Interessenzonen befinden«. Diese Entwicklung käme einem Rückfall in eine »multitribale Gesellschaft« – vgl. z.B. *Tumult*, Winter 2015/16 – gleich; ein Thema, das Sieferle insbesondere in seinen letzten, oben angesprochenen Miszellen beschäftigt hat.

Die 30 Kurzschriften Sieferles in dem *kaplaken*-Band *Finis Germania*, die sich in Teilen wie ein Kompilat des *Epochenwechsels* lesen, umkreisen unter anderem die Themen »Deutscher Sonderweg und Siegerperspektive«, »Die neue Staatsreligion«, die Logik des Antifaschismus, die im »starken Maße Antigermanismus« sei, bis hin zum »ewigen Nazi« als »praktischer Negation des humanitären Universalismus«. Die aus diesem Universalismus herausisierte »neue Religion der Menschheit«, so Sieferle, impliziere die programmatische Forderung nach einer multikulturellen Gesellschaft. Deren Gegner würden durch eine »programmatische Identifikation von Faschismus/Rassismus und Rechtsradikalismus« ins Abseits gestellt werden. Denkt man alle Linien, die in diesen zum Teil pamphletistisch gesteigerten Streitschriften ausgezogen werden, zu Ende, kommt man um eine Schlußfolgerung nicht herum, die Raimund Th. Kolb, der mit Sieferle in engem Kontakt stand, im Nachwort so ausdrückt: Was uns »heute noch lieb und teuer ist«, werde »in absehbarer Zeit verschwunden« sein. Unterstrichen wird diese Wahrnehmung von der zutiefst zivilisationskritischen Prognose Sieferles, daß der Naturzustand am Ende und nicht »am Anfang der bürgerlichen Gesellschaft« stehe. Wenn das »Aas des Leviathan« verzehrt sei, gingen sich »die Würmer« in einer in den Tribalismus zurückgefallenen Gesellschaft »gegenseitig an den Kragen«.

Im Mittelpunkt der Manuscriptum-Publikation *Das Migrationsproblem* stehen Ursachen und Konsequenzen der aktuellen Völkerwanderung sowie die Unvereinbarkeit von Sozialstaat und Massenzuwanderung, ein Thema, dem im *Epochenwechsel* ebenfalls bereits eine exponierte Bedeutung zukam. Der unhaltbare Druck, der durch Massenmigration auf den deutschen Sozialstaat ausgeübt wird, müsse, da dieser auf der Nationalökonomie fuße, über kurz oder lang seinen Zusammenbruch zur Folge haben (*Social overstretch*). Sieferle arbeitet heraus, daß die Legitimierung der Politik der Massenzuwanderung mit starken Narrativen arbeitet. Zu diesen Narrativen gehöre die Behauptung, bei den Einwanderern handle es sich um »Schutzsuchende«. Diese Behauptung solle bei der aufnehmenden Gesellschaft entsprechende »solidarische Effekte« auslösen. Unter den drei Alternativen, mit denen auf die Völkerwanderung reagiert werden könne (nämlich totale Abschottung, selektive Zuwanderung und uneingeschränkte Zuwanderung), habe Deutschland die letzte Alternative gewählt, die Sieferle als »hochriskante, geradezu abenteuerliche Politik« bewertet, »die in die soziale Katastrophe führen kann«. Unmißverständlich ist das Urteil, das Sieferle über die Hauptverantwortliche für diese Politik, nämlich Angela Merkel, fällt: Sie werde als eine der »großen Katastrophengestalten« in die deutsche Geschichte eingehen.

Mit *Krieg und Zivilisation*, dessen Veröffentlichung gerade vorbereitet wird, steht noch ein nachgelassenes *Opus magnum* Sieferles aus, das den Bogen von den tribalen über die Staatenkriege bis hin zu den heutigen »Cyber-Kriegen« schlägt. Sieferle schrieb in seinem Vorwort, daß er mit diesem Buch »eine Strukturgeschichte des Krieges« vorlegen wolle, »in der auch technische und politische Faktoren zur Sprache« kommen. Die Durchdringungstiefe, die allen Schriften dieses außergewöhnlichen Intellektuellen eigen ist, läßt völlig neue Einsichten in das Phänomen Krieg erhoffen.

Am 17. September 2016 »versank er im Meer, ohne auch nur geahnt zu haben, wie sehr man ihn vermissen wird«, schreibt Raimund Th. Kolb. Die schmerzliche Lücke, die Rolf Peter Sieferle hinterläßt, wird, diese Prognose sei an dieser Stelle abgegeben, nicht zu schließen sein. ■

**Autoren dieses Heftes**

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.  
*Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen*, Wien 2013

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.  
*Querfront*, Schnellroda 2017

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.  
*Das war's. Diesmal mit Kindern, Küche, Kritik*, Schnellroda 2017

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.  
*Die Spurbreite des schmalen Grats. 2000–2016*, Schnellroda 2016

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).  
(Hrsg.) *Deutsche Daten*, Band 5 des *Staatspolitischen Handbuchs*, Schnellroda 2017

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.  
*Die Hierarchie der Opfer*, Schnellroda 2017

Sophie Liebnitz, 1964, Kulturwissenschaftlerin, habilitiert, Österreicherin, lebt in Deutschland.

Dr. Frank Lisson, 1970, schreibt als freier Philosoph Prosa, Essays und Sachbücher.  
*Weltverlorenheit. Über das Wahre im Wirklichen*, Wien 2016

Felix Menzel, 1985, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaften, Politik und BWL. 2004 gründete er mit Mitschülern die Jugendzeitschrift *Blaue Narzisse*.  
*Der vertagte Bürgerkrieg*, Chemnitz 2016

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes und leitete von 1996 bis 2011 das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß.  
*Literarische Musterung. Warum wir Kohlhaas, Don Quijote und andere Klassiker neu lesen müssen*, Schnellroda 2017

Dr. Caroline Sommerfeld, 1975, ist promovierte Philosophin, Dipl.-Expert in Gifted Education, Mutter dreier Söhne. Außerdem bloggt sie unter [fauxelle.wordpress.com](http://fauxelle.wordpress.com).

Thomas Wawerka, 1975, ist evangelischer Pfarrer und wurde nach Ablauf seiner Probezeit im sächsischen Frohburg bei Leipzig aus politischen Gründen nicht in den Kirchendienst übernommen.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften in Gießen und Hamburg. Er arbeitet für den Verlag Antaios.  
*Die deutsche Geschichte geht weiter ... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren*, Berlin 2015

Michael Wiesberg, 1959, Studium der Evangelischen Theologie und Geschichte. Arbeitet als Lektor und freier Journalist.  
*Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung*, Dresden 2002

## Das Recht des Fremdlings

von Thomas Wawerka

Eine Kollegin hat am Kirchturm ihrer Gemeinde ein großes, weithin sichtbares Banner hängen: »Ich war ein Fremder unter euch. – Jesus«.

Nur dieser Satz – keine Folgerung, keine Forderung, und dennoch: Wie mächtig spürt man den ethischen Imperativ, der sich wie ein unsichtbares Kraftfeld um ihn herum ballt. Jesus, der Sohn einer Flüchtlingsfamilie, die vor dem Kindermord des Herodes in Ägypten Asyl suchte. Jesus, zeitlebens ein Fremder im Gefüge der antiken jüdischen Gesellschaft, wo »Füchse ihre Gruben und Vögel ihre Nester haben, aber der Menschensohn nichts, wo er sein Haupt bette« (Luk 9,58). Jesus, der als Sohn Gottes »in sein Eigentum kam, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf« (Joh 1,11). Jesus: ein Fremdling – auch Zeitgenossen, die sich dem christlichen Glauben sonst gar nicht verpflichtet fühlen, dafür aber der von Angela Merkel ausgerufenen »Willkommenskultur«, weisen dieser Tage gern darauf hin.

Ganz in Übereinstimmung mit der theologischen Tradition seines Volkes fordert Jesus zudem im Gleichnis von der Scheidung im letzten Gericht ein, das »Recht des Fremdlings« zu beachten (Mt 25,35). Aber worin besteht es denn eigentlich, dieses Recht? Was sind die ethischen Forderungen der Bibel im Umgang mit Ausländern?

In den Schriften des Alten Testaments findet man unter der deutschen Übersetzung des »Fremdlings« zwei hebräische Begriffe: den *Ger* und den *Nach'ri* (oder auch *Ben-nechar*). Der *Ger* bezeichnete in der archaischen Stammeszeit den Gast, der unter dem besonderen Schutz seines Gastgebers steht. Ein bewegendes Beispiel für den hohen Stellenwert, den der Schutz des Fremdlings im Sittengesetz einnahm, findet sich in 1. Mose 19: Engel kommen in der Gestalt von Menschen in die Stadt Sodom und kehren unter Lots Dach ein. Die Bewohner der Stadt rotten sich vor seinem Haus zusammen und fordern, daß Lot die Fremdlinge herausgebe, damit sie sie vergewaltigen können. Lot weigert sich, denn sie stehen unter seinem Schutz, und bietet der aufgebrachten Menge stattdessen seine Frau und seine Töchter an.

In späterer Zeit, in der Israel ein Königreich war und nicht mehr das Sittengesetz, sondern das kanonisierte Recht offizielle Geltung beanspruchte, bezeichnet der *Ger* einen Ausländer, der zum Judentum übertreten ist, also einen Proselyten. Jude konnte ja eigentlich nur sein, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Das Gesetz regelt aber auch die Ausnahme. Wenn ein Ausländer den Glauben an den einen Gott bekannte und sich seinem Gesetz unterstellte, so galt das Gesetz für ihn wie für einen Juden: »Es soll ein und dasselbe Recht unter euch herrschen, für den *Ger* genauso wie für den Einheimischen – denn ich bin der Herr, euer Gott.« (3. Mose 24,23)

Die Hinwendung zum Judentum ist als eine so weit wie nur möglich denkbare Anverwandlung vorzustellen. Der *Nach'ri* wird erst durch den Vorgang der Assimilation zum *Ger* und erlangt damit einen sozialen Sta-

»Jene *Nach'ri*-Fremdlinge, die sich dem Herrn zuwenden, die ihm dienen, die seinen Namen lieben und seine Knechte werden, die den Sabbat heiligen und nicht ihn entweihen, die meinen Bund halten: die will ich zu meinem heiligen Berg kommen lassen, wo sie sich in meinem Bethaus erfreuen können und ich mir ihre Opfer wohlgefallen lasse auf meinem Altar: denn mein Haus soll ein Bethaus heißen für alle Völker.«

Jesaja 56,6.7.



tus, der es ihm erlaubt, am Gottesdienst im Tempel oder der Synagoge teilzunehmen und damit ein Teil der jüdischen Gesellschaft zu werden (Jes 56,6.7).

Für den *Ger* gelten besondere Schutzmaßnahmen: Er darf nicht »bedrängt und bedrückt« werden. Der Einheimische soll ihn lieben wie seinesgleichen. Nach der Ernte soll keine Nachlese stattfinden, damit der Arme und der *Ger* sich versorgen können. Es darf auch kein Zins von ihm gefordert werden. Vor allem aber bedeutet »nicht bedrängen und bedrücken«, einen *Ger* nicht zum Sklaven zu machen. Juden war es verboten, andere Juden als Sklaven zu halten, aber auf mittellose und hilfsbedürftige Ausländer mag so mancher Großgrundbesitzer ein begehliches Auge geworfen haben, wäre es doch viel gewinnbringender, Sklaven für sich arbeiten zu lassen als freies Gesinde oder selbst Tagelöhner. Daß genau dies und nichts anderes damit gemeint ist, ergibt sich aus dem Zusammenhang, denn das »Recht des Fremdlings« wird oft begründet mit dem Satz: »Auch ihr wart Fremdlinge in Ägypten!« – womit natürlich an das kollektive Trauma der Sklaverei erinnert wird.

Der *Ger* ist kein Jude aus Abstammung, aber der Glaube zählt mehr als die Abstammung, und wenn er sich zu dem einen Gott bekennt und sein Gesetz einhält, so schützt ihn dieses Gesetz auch. Für den *Nach'ri* gilt das alles nicht. Jüdisches Recht galt für Juden und »Judengenossen«. Der *Nach'ri* hat keinerlei Rechte. Die Idee, ihn zu integrieren, also die Grenze und den Abstand aufzuheben, der zu einem solchen bestand, wäre als groteske Zumutung aufgefaßt worden. Ausländer galten in ritueller Hinsicht als unrein: Sie verehrten fremde Götter, aßen unreine Speisen, der Kontakt mit ihnen war, wenn es ging, auf ein Mindestmaß zu begrenzen. Sei es, daß ein griechischer Kaufmann im Handel mit einem Juden übervorteilt wurde; sei es, daß ein römischer Matrose wegen einer Krankheit im Hafen zurückgelassen werden mußte: Es gab keine gesellschaftliche Institution, die sich um solche Fälle gekümmert hätte. Sie waren auf sich allein gestellt.

Es gab nur wenige Möglichkeiten, einen Fuß in die Tür zu kriegen: Man wurde entweder Proselyt, bekannte sich also zum jüdischen Glauben, hielt die Gebote ein und erlangte dadurch den Rechtsschutz des jüdischen Religionsgesetzes. Oder man setzte sich ins Gebirge ab, wo Räuberbanden ihr Unwesen trieben – dort interessierte es niemanden, woher man kam. Oder – in römischer Zeit – man begab sich zu einer militärischen oder zivilen römischen Einrichtung und fand dort Anschluß.

Wenn Jesus das »Recht des Fremdlings« anmahnt, so appelliert er an die Sittlichkeit des einzelnen: »Gib dem, der dich bittet!« (Mt 5,42) Verantwortlich ist man nach der Lehre Jesu zuvörderst für den, dem man von Angesicht zu Angesicht begegnet, der einem sozusagen vor die Füße fällt: Dieser konkret erfahrbare Mensch ist der Nächste, nicht etwa jeder X-Beliebige. Ein *Outsourcing* der Armen- oder Flüchtlingshilfe an die Adresse der gesamten Gesellschaft hatte er nicht im Sinn, im Gegenteil: Jeder Appell an eine »politische Lösung« würde den einzelnen ja aus seiner »Vertikalspannung« (wie Sloterdijk es nennt), d.h. aus seiner sittlichen Verantwortung vor Gott entlassen – und *vice versa*: Die Verantwortung, der ich mich als Mensch vor Gott zu stellen habe, an den »Staat« oder die »Gesellschaft« zu delegieren, ist von Übel.

Interessant ist es, zu beobachten, wie streng Jesus dabei die tradierten Grenzen einhielt. Auf die Bitte einer Ausländerin um Hilfe antwortet er, nachdem er sich erst taub stellt und von seinen Jüngern überzeugt werden muß: »Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.« (Mt 15,24) Zwar heilt er ihre Tochter wie auch den Sohn eines römischen Hauptmanns, aber im Unterschied zu anderen Heilungen enthält sich Jesus hier eines Segens, überhaupt jeder Berührung. Ebenso verhält es sich mit den aussätzigen Samaritanern – die Heilung erfolgt sozusagen »auf Abstand« (Luk 17,11ff.). Nicht einmal die römische Münze nimmt er in die Hand, an deren Beispiel er lehrt: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!« (Mt 22,21) Jesus hat das Gebot des Abstands, der Grenze zwischen den Menschen keineswegs aufgegeben oder gesprengt.

Bei den biblischen Beispielen und jesuanischen Forderungen zum »Recht des Fremdlings« handelt es sich durchweg um Einzelfälle. Nirgendwo dagegen gibt die Bibel ein Beispiel dafür, daß ein massives Ein-

»Verflucht sei, wer das Recht des Fremdlings, der Waisen und Witwen beugt! – Und alles Volk soll sagen: »Amen!«

5. Mose 27,19.

»Die Fremdlinge sollst du nicht bedrängen und bedrücken: denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägypten!«

2. Mose 22,20.

»Wenn der Menschensohn kommen wird in all seiner Herrlichkeit und mit ihm die Engel, wird er auf dem Thron seiner Herrlichkeit sitzen und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Er wird scheiden, wie ein Hirte Schafe von Böcken scheidet, und die Schafe wird er zu seiner Rechten stellen, die Böcke aber zu seiner Linken.

Denen zu seiner Rechten wird der König dann sagen: »Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, und nehmt das Reich in Empfang, das seit dem Anbeginn der Welt für euch bereitet ist! Denn ich war hungrig – ihr gabt mir zu essen, ich war durstig – ihr gabt mir zu trinken, ich war ein Fremder – ihr nahmt mich auf, ich war nackt – ihr gabt mir Kleider, ich war krank – ihr kamt mich besuchen, ich war im Gefängnis – ihr ließt mich nicht allein.«

Dann werden die Gerechten antworten und ihn fragen: »Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und haben dir zu trinken gegeben? Wann haben wir dich als Fremden gesehen und dich aufgenommen, oder nackt und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und dich aufgesucht?«

Und der König wird ihnen antworten und sagen: »Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.«

Matthäusevangelium  
25,31–40.



dringen von Ausländern in die Gesellschaft kommentarlos hinzunehmen oder gar zu fordern und zu fördern wäre. Dabei hatte die jüdische Gesellschaft reichhaltige Erfahrungen mit Invasoren: die Heere der Ägypter, Assyrer, Babylonier, Hellenen, Römer stürmten die Levante aus geopolitischen Gründen (wie später auch die Araber, Osmanen und Briten: Israel war nur den geringsten Teil seiner Existenz frei und selbstbestimmt, war es doch die Landbrücke zwischen Asien und Afrika). Jeder Prophet hat die Herrschaft der Fremden verurteilt und die Frage bzw. Forderung nach der Souveränität des jüdischen Volks formuliert – Nehemia fordert gar, die Mischehen zwischen Juden und Ausländern wieder aufzulösen.

Die heutige Massenmigration mit all ihren Folgen läßt sich nun allerdings weder mit dem Modell des »Einzelfalls« beschreiben noch mit dem der »Invasion«. Wir stehen vielmehr vor einem davon zu unterscheidenden dritten Phänomen, das ich als »Verdrängungsmigration« bezeichnen möchte. Auch dafür gibt es ein biblisches Beispiel, und das ist die Einwanderung des Volkes Israel ins Land Kanaan, wovon das Buch Josua erzählt. Andere geschichtliche Beispiele sind die Einwanderung der Arier in die altindische Gesellschaft, die Einwanderung der Buren in die südafrikanische Stammesgesellschaft und natürlich die Einwanderung der Europäer nach Amerika. Halbwegs passabel für die autochthone Bevölkerung und die zuwandernde Bevölkerung ging es dann aus, wenn ein soziales Reglement der Abstandnahme gefunden wurde: In Indien etablierte sich die Kastengesellschaft, in Südafrika die Apartheid. Beide Phänomene sind soziale Abstandssysteme, die den *Clash of civilisations* abdämpften. Wir sind daran gewöhnt, nur auf die negativen Seiten dieser Reglements zu schauen, auf das Leid der Opfer dieser Entwicklungen, aber das ist eben nur die eine Seite. Auf der anderen Seite ist dadurch eine Ausbalancierung zwischen Autochthonen und Zugewanderten erreicht worden, während in anderen Fällen ein Geno- oder Ethnozid stattfand, in Verbindung beispielsweise mit der Verdrängung der Autochthonen in Reservate – oder aber die Zuwanderung scheiterte, wie bei den Wikingern im nordamerikanischen Vinland.

Von der biblischen Ethik her ist das Gebot der Fürsorge für den einzelnen bedürftigen Ausländer ebenso klar wie das Recht auf Widerstand gegen eine Invasion. Wie aber soll man mit gutem christlichen Gewissen auf das Phänomen der Verdrängungsmigration reagieren? Hier mischen sich ja Schutzbedürftige und Aggressoren, Integrationswillige und Integrationsverweigerer.

Der ethische Imperativ des Christentums, wie er beispielsweise in jenem Banner am Kirchturm mitformuliert ist, wirkt mit Macht. Der christlichen Nächstenliebe wohnt etwas Unbedingtes inne; etwas, das danach drängt, über die Worte und Taten Jesu und sonstige biblische Befunde hinauszuwachsen. Schon in der christlichen Urgemeinde war das so. Die Urchristen wußten sich im Gegensatz zu Jesus nach seiner Auferstehung »gesandt zu allen Völkern« (Mt 28,19). Und Jesus selbst sagt zu seinen Jüngern: »Ihr werdet größere Werke tun als ich« (Joh 14,12). Auch in der Frage des Umgangs mit Ausländern muß die Kirche deshalb keineswegs bei dem ethischen Mindestmaß stehenbleiben, das der Bibel zu entnehmen ist. Es steht der Kirche, und das heißt auch: jedem einzelnen Christen, durchaus frei, mehr für Ausländer zu tun.

Dabei wäre es allerdings angemessen, politische Entscheidungen nicht mit den Feigenblättchen biblischer Zitate zu rechtfertigen. Die Angelegenheit ist komplexer, die biblischen Instruktionen sind durchaus differenzierter. Es ist ein Mißbrauch der Bibel, wenn man mit ihr die Politik der »Willkommenskultur« rechtfertigt: Auch in dieser Sache muß man theologisch redlich bleiben.

Damit verbunden ist es unangemessen, eine politische Vorgabe wie die »Willkommenskultur« als grundlegendes Ethos der Kirche zu bestimmen. Eine Kirche, die sich »Volkskirche« nennt, sollte alle Positionen des Volkes abbilden. Außerdem ist die Zustimmung zu dieser politischen Vorgabe nicht einmal Sache der gesamten Kirche. Es gibt genügend Kritiker in den Gemeinden – gehören die denn nun nicht mehr dazu? Die Grundlage, auf der die Kirche aufbaut, ist der Glaube und nicht die politische Positionierung: Daran ist festzuhalten und immer wieder zu erinnern.

Im Zusammenhang damit ist auch immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Scheidung zwischen »Schafen« und »Böcken« nicht die seelsorgerliche Aufgabe der Kirche ist, sondern das eschatologische Vorrecht des Herrn der Kirche (Mt 25). Solange die Kirche nicht jeden Menschen unabhängig von seiner politischen Grundeinstellung, und das heißt: solange sie nicht auch jeden Einwanderungskritiker ebenso annimmt wie jeden anderen, ihn nicht ebenso willkommen heißt, ihn nicht ebenso zur Buße ruft und ihm nicht ebenso Gottes Gnade verkündet, verweigert sie sich ihres seelsorgerlichen Auftrags und verleugnet Christus, denn »so jemand spricht: ›Ich liebe Gott‹ und haßt seinen Bruder, ist er ein Lügner – wenn er seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie könnte er dann Gott lieben, den er nicht sieht?« (1. Joh 4,20). Was wir derzeit feststellen müssen, ist jedoch, daß die Leitungsgremien und Hirten der Kirche und ein Teil »engagierter« Gemeindemitglieder in aller Regel nicht nur bereit sind, jene Christen fallenzulassen, die sich nicht der Staatsräson beugen, sondern sie auch noch stoßen.

Dringend notwendig wäre eine klare und saubere Trennung zwischen dem Aufgabenbereich der Kirche und dem des Staats. Momentan läßt sich die Grenze zwischen beiden Institutionen bestenfalls als »diffus« bezeichnen – die Nichtachtung auch dieser Grenze ist auch ein Charakteristikum des politischen Totalitarismus. Die Kirche hat dem Volk das Gebot der Barmherzigkeit zu verkündigen, der Staat hat sich dagegen um das Recht zu sorgen und darf nicht barmherzig sein, weil er sonst korrupt wird (Richard Schröder). Da ja doch nicht alle Migranten bei uns aufgenommen werden können, muß der Staat die Einhaltung eines Reglements überwachen. Zeigt er sich »barmherzig«, d.h.: macht er plötzlich Ausnahmen, wird er zum Unrechtsstaat. Barmherzigkeit ist vielmehr die sittliche Entscheidung eines Individuums und hat nichts mit dem lautstarken Fordern jener Leute zu tun, die immer »wir« sagen und dabei nie sich selbst meinen. Die Adresse des Barmherzigkeitsgebots kann nicht der Staat oder die Allgemeinheit sein, sondern immer nur der zur Verantwortung vor Gott gerufene Einzelne.

Theologisch redlich bleiben hieße auch, die Unterschiede zwischen Christentum und Islam nicht unkenntlich zu machen, wie das beispielsweise immer wieder mit dem Verweis auf die »abrahamitischen Religionen« oder die Bedeutung Jesu für den Koran geschieht, sondern den Islam als Irrlehre zu kennzeichnen und dies biblisch-exegetisch und dogmatisch zu begründen.

Von oberster Bedeutung ist jedoch das Eintreten der Kirche und jedes einzelnen Christen für die Opfer der durch Muslime und/oder Migranten verursachten Gewalt, allzumal für die Opfer unter den eigenen Geschwistern im In- und Ausland. Hier gebietet der Glaube Rücksichtslosigkeit gegenüber jeglicher Art von *Political correctness*. Die Kirche hat für die Opfer zu beten und zugleich klar und konkret die Untaten zu benennen und die Täter mit ihrer Sünde zu behaften – wenn sie dies nicht tut, verweigert sie den Tätern die Möglichkeit, ihre Sünden zu bekennen und somit Vergebung zu erlangen. Was wir stattdessen feststellen müssen, ist Bagatellisierung oder die Einordnung in abstrakte Menschenrechtsrhetorik – oder ein lautes, donnerndes Schweigen: ein Schweigen zum Gericht, denn »wenn diese schweigen werden, werden die Steine schreien!« (Luk 19,40).

Als Theologe lernt man, jede biblische Aussage mit den Mitteln der historisch-philologischen Methode zu kritisieren und damit auch zu relativieren – alles steht auf dem Prüfstand. Nur die Aussagen zum Problem des Aufenthalts von Ausländern scheinen schlechterdings unhinterfragbar zu sein. Nur da wird plötzlich nicht mehr zwischen einer historischen und der aktuellen Situation unterschieden. Im Zusammenhang mit anderen Themenbereichen nennt man das »Fundamentalismus«. ■

»Die Kirchen können von ihren Mitgliedern mehr Barmherzigkeit verlangen. Von Barmherzigkeit, vom Herz für die Elenden, kann es nicht genug geben. Der Staat aber darf nicht barmherzig sein. Der Staat muss gerecht sein. Er hat nach Regeln zu handeln und er hat die Folgen zu bedenken. Der Barmherzige fragt nicht viel, er hilft. Er sieht in die Augen der Kinder von Idomeini und sagt, ›Kinderaugen lügen nicht‹, und will sie hierher holen. Den Politiker mögen die Kinderaugen genauso rühren, er aber muss fragen: Was passiert, wenn ich heute 10000 Menschen hierherhole? Dann nämlich sind morgen weitere 10000 Menschen da, die auch nach Deutschland wollen. Kurzum: Wenn der Staat barmherzig wäre, wäre er korrupt, denn er würde Ausnahmen machen. Der Barmherzige darf das.«

Theologe Richard Schröder über Chancen und Risiken der Flüchtlingskrise«, welt.de vom 26. April 2016.

*Bilder linke Seite: Aus Protest gegen einen Moscheeumbau errichteten Erfurter Bürger seit dem 5. März 2017 Kreuze nahe des Baugrundstücks. Der Eigentümer ließ sie (inzwischen elf an der Zahl) am 22. März durch einen Abrißbagger entfernen.*

# Blinde Flecken – Über die Notwendigkeit geistiger Selbstbeschränkung

von Frank Lisson

Was passiert mit uns, wenn wir zu denken beginnen, das Ergebnis aber nicht unserer Meinung entspricht? Haben wir dann falsch *gedacht*? Denn die eigene Meinung kann für den Meinenden nicht falsch sein, sonst würde er ihr nicht anhängen. Um der Verlegenheit einer solchen Aporie zu entgehen, ist es ratsam, das Denken der Meinung unterzuordnen oder es in deren Dienstpflicht zu nehmen, also nur dann und nur so lange vom Denken Gebrauch zu machen, wie es in keinem Widerspruch zum selbstwertbildenden Dogma steht.

Die Geistesgeschichte legt reichlich Zeugnis davon ab, daß das Problem der Inkompatibilität von Vernunft (*Logos*) und Meinung (*Dogma*) gewissermaßen »von Anfang an« bestand. Bereits Heraklit äußerte sich immer wieder mißmutig darüber: »Logisch kann der Mensch nicht denken, denn allein die Umwelt lenkt das Denken.« Oder: »Was sie sehen, erkennen sie nicht.« Doch sind es gerade diese Wahrnehmungslücken, die das Subjekt für die eigene Sache überhaupt erst handlungsfähig machen. Ohne Voreingenommenheit für die eigene Sache könnte sich niemand um seiner Selbstbehauptung willen positionieren; der Streit (*Polemos*) bliebe aus. Denn die Notwendigkeit zur Handlung ergibt sich gemeinhin aus der Bedrohung subjektiver Wertvorstellungen durch das Vorhandensein anderer Auffassungen, die es eben deshalb zu bekämpfen gilt.

Aus der philosophischen Frage, was das Beste für den einzelnen innerhalb staatlicher Gemeinschaft, der *Polis*, sei, entstand das *Politische*. Damit aber war die Philosophie, sobald sie gesellschaftsrelevant wurde, sich bereits selber in den Rücken gefallen. Denn von nun an wurde die Frage nach dem Wahren, Guten und Schönen nicht mehr vorrangig ontologisch, also objektiv, sondern soziologisch, also subjektiv gestellt. Als wahr, gut und schön galt jetzt, was mir in meiner jeweiligen Situation nützt. Denn alles Politische bezeichnet den Utilitarismus derjenigen, die als Einzelne über ein Ganzes bestimmen und davon profitieren wollen. So entzog man die Frage, was das Wahre, Gute und Schöne sei, dem Denken und führte sie dem Meinen zu.

Es entspricht seiner inneren Tragik, daß die beiden Urväter dieses Prozesses gleichsam dessen erste Opfer wurden: Sokrates starb als Provokateur; Platon scheiterte kläglich bei seinem Versuch, auf die Demokratie wie auf die Tyrannis einzuwirken, und endete in Resignation. Seitdem meinen wir mehr, als wir denken, und erschaffen uns dadurch erst jenen Ort in der Welt, der uns mit dem Gefühl von Zugehörigkeit beschenkt und uns unseren Platz zuweist. Wie zur Entlastung von den Fährnissen des Bedenklichen hat das Politische längst überall gedeckte Meinungstische bereitgestellt; an einem davon muß jeder sich niederlassen, will er vom großen Mahl der Wirklichkeit nicht ausgeschlossen bleiben. Wer oder was aber bestimmt, an welcher Tafel wir Platz nehmen? Vielleicht verhält es sich mit dem politischen Geschmack ähnlich wie mit dem ku-

»Für diesen Logos, obgleich er immer ist, haben die Menschen kein Verständnis, weder bevor sie ihn hören noch nachdem sie ihn gehört haben. Obwohl alles nach diesem Logos geschieht, gleichen sie doch Unerfahrenen, so oft sie ihre Erfahrungen zu machen suchen mit solchen Worten und Werken, wie ich sie künde, indem ich jegliches nach seiner Natur zerlege und angebe, wie es sich verhält.«

Heraklit: *Fragmente*; in: Werner Jaeger: *Paideia*, Bd. 1, Berlin 21959.



linarischen: Niemand wüßte *objektiv* zu sagen, warum er manche Speise begehrt, andere aber angewidert von sich stößt.

Der heute vergessene Philosoph Michael Hißmann sprach im 18. Jahrhundert von einer »Assoziation unserer Ideen«, die auch den Geschmacksurteilen zugrunde liegen könnte: demnach wären es die Abweichungen im Ähnlichen, die an die Verwandtschaft mit dem Gegnerischen gemahnen (Katholizismus/Protestantismus; Faschismus/Antifaschismus) und deshalb dem Dogmatismus Vorschub leisten. Den Ausschlag geben dabei zumeist persönliche Erfahrungen, die je nach dem, was sie in uns angerichtet haben, Zuneigung oder Abwehrreaktionen auslösen. Es werden die jeweiligen Begebenheiten wieder in Erinnerung gerufen, sobald uns ein ähnliches Ereignis erregt. Das dürfte auch der Grund für die Dauer von Antipathien sein und erklären, warum Manipulationen und anerzogene Gewohnheiten zumeist die gewünschten Reflexe auslösen – oder, wo diese MACHENSCHAFTEN erkannt werden, in den Protest einer radikalen Skepsis führen.

Doch würden wir das Wesen der Dinge und ihre Zusammenhänge helllichtig durchschauen und nicht erst hinter unseren blinden Flecken zu einem uns gemäßen Lebensentwurf finden, wären der Konflikt und damit alle Bewegung aus der Welt. Denn alles Streitbare beruht notwendig auf Fehlerhaftem, auf dem Nichtsehen oder Ausblenden dessen, was die Stabilität des eigenen Meinens gefährdet. Wo sich nun das Politische und Religiöse als Rückzugsraum und Rettungsinsel hilfreicher Ordnungsinstanzen anbieten, können und wollen die meisten dieser Versuchung einer durch Zusammenschlüsse gesicherten Weltanschauung nicht widerstehen. Dadurch ist die geminderte Sehfähigkeit, der eingeschränkte Blick zu einer Tugend geworden, die uns erst zu lebensfähigen, kompatiblen Menschen macht und auch den Klügsten dazu ermächtigt, allem Selbstzweifel aus dem Weg zu gehen. Diese wunderbare Gabe, dem blickgebenden Willen seiner Natur zu folgen, ist der Gattung eigen geworden, damit wir an der Hintergründigkeit oder »wahren Gestalt« der Dinge nicht verzweifeln, ja sie gar nicht zu Gesicht bekommen.

Der Schrecken, der uns fragen läßt, wieso etwa die politisch gewollte Zufuhr von Millionen Migrant\*innen *in unsere Umwelt* (und damit auch in die Sozialsysteme und Arbeitsmärkte) bei so vielen Menschen kaum Widerstand, dafür aber die sonderbarsten moralischen Assoziationen auslöst, beruht gleichsam auf einem solchen blinden Fleck. Denn wir können und wollen nicht begreifen, daß unsere Sorgen, Nöte und Befindlichkeiten keineswegs überall nachempfunden werden, sondern für viele als solche gar nicht existieren!

Und dies ruft einen weiteren Schrecken hervor, nämlich darüber, daß die eigenen Präferenzen offenbar keine allgemeine Gültigkeit für sich beanspruchen dürfen, ja vielleicht nicht einmal mehrheitsfähig sind, weil das kollektive Empfinden unentschlossen zu sein scheint, was für die Zukunft das Wünschenswerte sei. Freilich bilden diejenigen Menschen, die das traditionell gewachsene Europa absichtlich zerstören wollen, eine ebenso kleine Minderheit wie jene, denen der Erhalt des nationalen Erbes wirklich am Herzen liegt. Denn den meisten sind solche »übergeordneten« Fragen inzwischen schlichtweg egal; völlig überfordert von der Gewalt der Zeitläufte folgen sie denjenigen, die ihnen die gewünschte Konsumfähigkeit garantieren. Worin die besten Chancen zur Eigenverwirklichung gesehen werden, daran richtet sich der politische Wille aus. Links fühlende Menschen und solche, die sich diesem Gefühl angepaßt haben, fördern die tiefgreifenden moralischen Wandlungen und den gesellschaftlichen Umbau mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie rechts fühlende diese einzudämmen oder zu verhindern suchen. Dabei unterstellen die Verteidiger, daß auch für alle anderen die alten, bislang allgemein gültigen kultur- und stammeserhaltenden Theoreme gelten müßten.

Was aber, wenn sich am gesamten Menschentum – und allen voran am westlichen – tatsächlich gerade so etwas wie ein evolutionärer Schritt vollziehen sollte, der von den bisher geltenden Wertmaßstäben weg- und in ein postheroisches, postdemokratisches, postfaktisches, kurz: *postkulturelles* Zeitalter hineinführte? Dann hätten all die Prämissen, die zur Entstehung unserer Befindlichkeiten kurzerhand vorausgesetzt werden, gar keine Gültigkeit mehr.

Sobald jedoch ein solcher Verdacht an uns heranschleicht, warnt die älteste Vorsicht, ihm entgegnen und ins Auge zu sehen. Als ob man

»Zwey Gesetze, scheint es mir, seyen für die Association unsrer Ideen gefunden, die in der menschlichen Natur Grund haben. Das Gesetz der *Koexistenz* [...], und das Gesetz der *Aehnlichkeit der Ideen*. [...] Oft weckt eine Leidenschaft die andere auf, und wir sind gar nicht im Stand die Art anzugeben, wie sie miteinander verbunden gewesen.«

Michael Hißmann: *Geschichte der Lehre von der Association der Ideen*, Göttingen 1776.

»Bei Betrachtung solcher Vorgänge und der Menschen [...], ferner bei näherer Prüfung der Staatsgesetze und sittlichen Gewohnheiten der Bürger schien mir die Verwaltung eines Staatsamtes mit der Vernunft desto schwerer vereinbar, je tiefer ich in diese Zustände blickte und je mehr ich dem reiferen Alter zuschritt. Denn es schien ohne Freunde und zuverlässige Parteigänger nicht möglich, mit Politik sich abzugeben. [...] Dazu kam, daß die ausdrücklichen Vorschriften der Gesetze unbefolgt blieben.«

Platon: *Siebenter Brief*, 325b.

diesem Verdacht und seinen Folgen durch Stillhalten entkommen könnte wie einem Raubtier, das nur nach sich bewegenden Objekten schnappt! Denn wer würde schon gern zugeben wollen, daß es so etwas wie *kulturbiologische Degenerationsstufen* tatsächlich gibt, also das natürliche Schwinden elementarer Überlebensinteressen zugunsten einer fatalistischen Bereitschaft, die Vernichtung des bisher Gültigen und Gewohnten als unvermeidlichen »Fortschritt« hinzunehmen? Es stirbt ja selten der Einzelne daran, sondern jeweils »nur« ein Ganzes. Dazu muß nicht erst an die kollektive Ermüdung des paganen Griechentums am Ausgang der Antike erinnert werden; auch in der europäischen Neuzeit vollzogen sich immer wieder solche Bereitschaften: etwa als man im 19. Jahrhundert ganze Tierarten (Wale, Adler, Wölfe) beinahe ausrottete oder in den 1950er, 1960er Jahren fast alle westdeutschen Altstädte architektonisch zerstörte, weil für die Erhaltung weder des einen noch des anderen ein Wille vorhanden war – statt dessen aber ein sicherer Instinkt dafür, was das Opportune sei. Nur deshalb ist es möglich, daß die Zerstörer eines Landes oder einer Sache mit vielleicht noch festerer Überzeugung ans Werk gehen als deren Bewahrer und Verteidiger.

Heute gleicht das Bedürfnis nach Heimatschutz dem einstigen nach Naturschutz. Bei einer wachsenden Weltbevölkerung mit wachsenden Ansprüchen erweisen sich solche bitter nötigen Absichten jedoch als hilflose Gebärden. Denn es ist das gleiche tiefe Verlangen nach Komfort und dem »modernen« Leben, das die Sinne für die ethnographischen Zerstörungen schließlich ebenso unempfindlich machen wird, wie es sie für die Landschaftszerstörungen durch Massenverkehr, Zersiedelung, Hochspannungsleitungen, Windräder etc. längst unempfindlich gemacht hat. Die Kritik an solchen Zerstörungen dürfte dabei zumeist mehr politisch-taktisch motiviert als aus echter existentieller Not heraus geboren sein. Aber auch hier ist der Weg das Ziel: Man hat kurz protestiert, ist der allgemeinen Entwicklung und großen Tendenz (verbal) entgegengetreten; und in der Hoffnung, damit seinen Beitrag geleistet zu haben, erfüllt sich bereits der Sinn des Tuns. Wahrscheinlich werden sich die allermeisten in spätestens 30 oder 50 Jahren genauso an die Tatsache gewöhnt haben, daß es in Westeuropa keine unzerstörten Völker mehr gibt, wie sie sich heute an den Verlust unzerstörter Landschaften gewöhnt haben. Der Bequemlichkeit opfert der Mensch, nicht nur der deutsche, gerne seinen Lebensraum. Niemand sieht mehr die Verheerungen um sich herum, sobald sie *normal* geworden sind. Denn der Wille, sich dagegen zu wehren, kommt stets nur bei unmittelbarer Bedrohung auf; haben sich die Zerstörungen erst einmal vollzogen, erlischt damit zumeist auch die Empörung. Zuletzt nämlich weiß sich besonders der durch die Zivilisation abgestumpfte Verbraucher mit *allem* zu arrangieren. Fabelhaft fern sind ihm die Zeiten gerückt, als man für den Erhalt seiner Heimat, Ehre, Freiheit das eigene Leben einzusetzen sich nicht scheute. Einen solchen Anachronismus beobachtet der Zivilisationsmensch nunmehr nur noch bei den Fremden, aber nicht mehr an sich selber. Denn die moderne, flexible Wahrnehmung paßt sich den Erfordernissen zur Genußmaximierung (primäre Lebensfreude) an, welche wiederum aus den jeweiligen Wirklichkeitsangeboten resultieren.

Darum hüte man sich, genauer hinzusehen oder gar das Wort zu ergreifen, wo sich solche Vorgänge hinter dem Allgemeinmenschlichen verbergen. Verhält es sich doch seit jeher so, wie Christa Wolfs *Kassandra* sagt, »daß wir lieber den bestrafen, der die Tat benennt, als den, der sie begeht: Da sind wir, wie in allem übrigen, alle gleich. Der Unterschied liegt darin, ob mans weiß«.

Nun, wer wüßte es? Tatsächlich entscheidet dieses »Wissen« oder »Nichtwissen« um die (eigenen) blinden Flecken darüber, was für ein Verhältnis man zur Wirklichkeit eingeht; ob man sich zum »Spieler« oder zum »Seher« entwickelt.

Letzterem, so hieß es einst, habe Apollon in den Mund gespuckt; sein Blick durchdringt manche Nebel, doch sollte er aussprechen, was er sieht, wird niemand ihm glauben. Deshalb führt ein solches »Sehen« immer auch in die Melancholie versäumter Möglichkeiten des noch zu Sagenen und vielleicht nie Gesagten, und rät, über sein Wertvollstes zu schweigen, obwohl bald alles zu spät sein könnte: »One day baby, we'll be old / Oh baby, we'll be old / And think of all the stories that we could have told.«

»Little me and little you  
Kept doing all the things  
they do  
They never really think it  
through  
Like I can never think  
you're true«  
Asaf Avidan: »Reckoning  
Song« (2008)

»Die Gefahr der Begeister-  
ten ist es, die Lage zu ein-  
fach zu sehen. Begeisterung  
verträgt sich nicht mit Zie-  
len, die über Generatio-  
nen hinaus liegen. Mit sol-  
chen beginnen aber erst die  
wirklichen Entscheidungen  
der Geschichte.«

Oswald Spengler: *Jahre der  
Entscheidung*, München  
1933.



Vielleicht ruft aber gerade diese so weitreichende und oft unterdrückte Schwermut den »Spieler« in uns auf den Plan; den Akteur, der gar nicht fragt, woher und warum ihm seine Rolle zugefallen ist, sondern der sie einfach ausführt! So müssen wir immer wieder die Erfahrung machen, daß auch Zerstörungen mit *bestem Gewissen* vollzogen werden können, sofern eine Weltanschauung oder eine vorteilsbegründete Meinung diese erfordert oder legitimiert. Man begeistert sich an der Zustimmung Gleichgesinnter und verkennt dadurch gerne die Lage. In einer solchen Situation reden sämtliche Lager notwendig aneinander vorbei, und es findet kein Verstehen, sondern vor allem Selbstbehauptungspolemik statt, weil sich die eine Seite gar nicht vorstellen kann, was die andere eigentlich will – und daß es beide gleichermaßen *gut meinen* könnten. Die übergroße Lust und Freude an der Richtigkeit der eigenen Sichtweisen durch zu viel Applaus verführt rasch zum geistigen Inzest. Niemals wird es geschehen, daß jemand aus einer medial inszenierten Talkrunde klüger hervorgeht, als er hineingegangen ist. Denn wer Meinungen hat und seinen Platz in der Welt zu kennen glaubt, muß nicht mehr nach dem Wahren, Guten und Schönen fragen; es ergibt sich für ihn von selbst.

Doch gerade diese feste Beheimatung in der eigenen Position, die Unempfänglichkeit für logisches Schließen (es gibt in der Praxis keinen Sokratischen Dialog) löst jenen herrlichen Aktivisten-Eustreiß aus, der das Leben zu einer Mission macht: immer geschäftig, immer gefragt sein, sich täglich zu Wort melden, keine Zeit mehr haben als Ausweis für die eigene Bedeutung, das Nicht-zur-Ruhe-Kommen als Mittel gegen jede Art von Zweifel. Die zahllosen Internetkanäle begünstigen die Neigung, sich in dem gruppenspezifisch erprobten *Hortus conclusus* seiner Weltanschauung einzurichten und alles andere auszublenden. Schon um der täglichen Reizüberflutung überhaupt standhalten zu können, nimmt jeder nur noch auf, was ins System paßt, und baut sich dadurch seine eigene Realität; positiv wie negativ. Selbstbehauptung durch Dauerkonsum vorsortierter Informationen des eigenen Geschmacks. Es entsteht auf allen Seiten eine Art segmentierter Bestätigungsstau als Grundlage für den Krieg der Welten.

Heute noch zählt diese Eigenschaft zu den wesentlichen Merkmalen der Gattung Mensch, gilt weiterhin der Streit als Vater aller Dinge, weil er so viele stimulierende Botenstoffe freisetzt und dem Ich in der Gemeinschaft eines (politischen) Willensverbandes besondere Bedeutung verleiht. Doch was, wenn in zwei bis drei Generationen Menschen herangewachsen sein werden, denen von klein auf Maschinen zum »Sehen« verhelfen, so daß sie gar keine blinden Flecken mehr bilden müssen? Dann werden die Kämpfe der Geschichte dennoch nicht vergeblich ausgetragen worden sein: fanden sie doch vor allem um der Kämpfenden willen statt. ■

Zdzisław Beksiński, o.T.,  
1975

Literaturhinweise:

Michael Hißmann: *Geschichte der Lehre von der Association der Ideen*, Göttingen 1776;

Werner Jaeger: *Paideia. Die Formung des griechischen Menschen*, Bd. 1, Berlin 21959;

Platon: »Briefe«, in: *Platon. Sämtliche Werke in zehn Bänden*, hrsg. v. K. Hülser, Frankfurt a.M. 1991;

Heinrich Quiring: *Heraklit. Worte tönen durch Jahrtausende*, Berlin 1959;

Oswald Spengler: *Jahre der Entscheidung. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung*, München 1933.

# Selbstverständlichkeiten als Minimalprogramm

von Götz Kubitschek

Es ist wie in der Geschichte von der Katze und der Taube: Der Vogel ist ein bißchen zu groß für den Jäger, aber weil er sich den Flügel gebrochen hat, kann er nicht entkommen. Nun wird er die Treppe hinuntergezerrt. Er flattert nicht mehr, er wehrt sich nicht mehr, sein Kopf knallt gegen jede Stufe, und wir sind noch lange nicht im Keller.

Die politische Klasse hat unseren Staat und unser Volk am Wickel und schleift die Beute Stufe für Stufe hinab. Wir selbst, recht wehrlos, bisweilen mutlos, aufs Ganze gesehen sprachlos, wissen dreierlei: daß wir einen gebrochenen Flügel haben, daß wir noch längst nicht ganz unten sind und daß wir – sollten wir uns berappeln – Stufe für Stufe wieder hinaufsteigen müssen.

Dieses Hinaufsteigen wäre nichts anderes als die Wiederherstellung von Selbstverständlichkeiten. Das müssen wir uns klarmachen: Es geht in unserer Lage und an der politischen Oberfläche nicht mehr um große Entwürfe, nicht mehr um ein politisches Ausgreifen, sondern um Selbstverständlichkeiten, um Grundsätze, banale Forderungen. Das bedeutet nicht, daß wir keinen Begriff mehr davon hätten, wie es eigentlich sein sollte, und natürlich bedürfte es mehr als nur einer Tendenzwende – aber derlei ist nicht an der Reihe, derzeit. Es geht ums Aufhalten, um die Wiedergewinnung der Handlungsfähigkeit, und wer der AfD und ihrem metapolitischen Umfeld vorwirft, man lese »von rechts« nichts über die Details der Umsetzung innerhalb einer komplexen, modernen Gesellschaft, hat nicht begriffen, daß es nie um Details geht, wenn der Kopf auf die Treppenstufen knallt, sondern darum, sich loszustrampeln, aufzuraffen und auf den Weg zurück nach oben zu machen, und das heißt – noch einmal: Selbstverständlichkeiten zu fordern und durchzusetzen.

Zu diesen Selbstverständlichkeiten, um die es jeder alternativen Politik gehen muß, gehören die Befreiung des Staates, die Bändigung der Parteien, die Durchsetzung von Recht und Ordnung, der Elitenwechsel, der Vorrang des Eigenen und die Beseitigung des Selbsthasses.

## Die Befreiung des Staates

Der Staat ist der Organisationsrahmen einer Nation, also eines Staatsvolkes, das dem Willen zur Gestaltung seines Lebens eine Form gab und gibt. Der Staat ist niemals nur Instrument eines Teils, niemals nur Spielwiese für einen *Pars*, sondern jenes neutrale Gebilde, das oberhalb der einzelnen Entwicklungsvorstellungen im Volk den allen gemeinsamen Willen verkörpert: sich als Nation, als identitäres Volk gegen alle äußeren und inneren Infragestellungen durchzusetzen und für die Bewältigung der anstehenden Aufgaben in Form zu bleiben.

Der deutsche Staat nun hat nach den verlorenen Kriegen Souveränitätsrechte in großem Umfang aus der Hand geben müssen, sie in zäher Aufbauarbeit wenigstens zum Teil wiedererlangt – um sie wenig spä-

»Das Nebeneinander von Staat und Gesellschaft hat zur Folge gehabt, daß einzelne gesellschaftliche Gruppen darangingen, die staatlichen Institutionen ihrer Kontrolle zu unterwerfen, ihren Sonderinteressen dienstbar zu machen und Elemente der Staatshoheit auszuhöhlen. Der so installierte Pluralismus hatte den Machtverlust des Staats zur Folge, allerdings ohne die vor allem von Linken und Liberalen erwarteten wohltätigen Folgen.«

Karlheinz Weißmann:  
»Staat«; in: *Staatspolitisches Handbuch*, Bd. 1:  
*Leitbegriffe*.



ter aus freien Stücken erneut abzutreten: zum einen an supranationale Gebilde und Organisationen, die den einzelnen Staat und die Eigentümlichkeit seines Staatsvolkes als etwas begreifen, das überwunden werden müsse; zum anderen an Parteien und andere ideologische oder ökonomische Lobbygruppen, die ihren Vorteil verfolgen und den Staat als Beute begreifen. Carl Schmitt sprach von einem »Beutewert des Staates«, und man darf sich das ruhig plastisch vorstellen: als geöffnete Schatulle, aus der ganz unverfroren diejenigen sich bedienen, die sich und ihrer Klientel den Zutritt verschaffen konnten. Thor v. Waldstein hat darüber ein exzellentes Buch geschrieben, und Hans Herbert v. Arnim hat eine Studie unter dem Titel *Der Staat als Beute* vorgelegt.

Der deutsche Staat ist als Beute aufgeteilt – es zerrt nicht nur *eine* Katze den Vogel in den Keller. Was tun? Die politische Linie zur Befreiung des Staates verläuft entlang der Begriffe Verstaatlichung und Konkurrenzlosigkeit. Das bedeutet, daß der deutsche Staat die Grundversorgung in den Bereichen Verkehr, Bankwesen, Kommunikation, Bildung, Gesundheit, Energie, Wohnraum, Kultur und Sicherheit *als Staat* sicherzustellen hat, nicht nur als Ordnungsrahmen rund um private Anbieter, denen es vor allem um die Filetstückchen geht. Die Aufgabe lautet: Verstaatlichung bei gleichzeitiger Verschlangung der Bürokratie. Es geht darum, staatliche Kernaufgaben dem Rentabilitätsdenken zu entwenden und Räume zu erhalten, in denen er, weil er für sich ein Monopol beansprucht, nicht konkurrieren muß.

### Die Bändigung der Parteien

Parteien haben die Aufgabe, das politische Engagement und Interesse der Bürger zu bündeln, zu strukturieren und professionell zu vertreten. Sie tun das, aber auf eine mittlerweile ungebändigte und zynische Art und Weise: Vermutlich gibt es in Deutschland keine Massenorganisation, in der mit ähnlicher Verachtung auf das Fußvolk geblickt wird wie in Parteien. Und schlimmer noch: Vermutlich wird von kaum einer Organisation die auf Informiertheit und politischer Reife basierende Mündigkeit des Wählers so zynisch belächelt und verlogene beklatscht wie von Parteien. Diese Gebilde sind Organisationen, in denen sich gegen die Idealisten – je länger, je mehr – die machtversessenen Ich-Typen, Karrieristen, Mundwerksburschen und Intriganten durchsetzen, und zwar vor allem dadurch, daß sie sich gegen die parteiinterne Konkurrenz behaupten und nicht gegen den politischen Gegner. Diese Zwangsläufigkeit produziert in ausnahmslos jeder Partei mit dem »Berufspolitiker« einen Typ Mensch, der sich wandeln kann wie ein Chamäleon und die Neigung hat, auf alles seine parteiische Hand zu legen, also auch auf den Staat und seine Strukturen. Dies nun ist mit dem staatlichen Neutralitätsgebot nicht zu vereinbaren, und kaum begreiflich ist etwa jener Umstand, daß die obersten Richter am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe nach Parteienproporz ernannt werden oder hohe Polizeibeamte je nach Parteibuch in einer Stadt das eine dulden und das andere verbieten können, kurz: parteipolitischen Handlungsspielraum in Bereiche tragen, in denen es um Recht und Ordnung geht.

Dem wäre abzuhelfen: Kein Verwaltungsbeamter, kein Soldat, kein Lehrer, überhaupt niemand also, der dem Staat als seinem Dienstherrn und damit auch dessen Ethos verpflichtet ist, sollte Mitglied einer Partei sein dürfen. Er mag wählen, demonstrieren, seinen Dienst quittieren; er mag auswandern, den Tyrannen ermorden oder steif wie ein Stockfisch ohne jede Wärme des Herzens stempeln, heften und ablegen – aber er darf nicht Mitglied einer Partei sein. Er darf ja auch nicht streiken. Er hat das Maß an materieller und struktureller Sicherheit, das kein Selbständiger und kein Arbeitnehmer kennt, mit Verzicht zu bezahlen. Er hat neutral zu sein in seinem Amt.

Außerdem wäre die Parteienfinanzierung auf ein Mindestmaß zu beschränken: 160.519.363 € setzten die Parteien selbst als Obergrenze dessen fest, was sie sich im vergangenen Jahr vom Staat für die Finanzierung ihrer Arbeit gönnen konnten. Bisher wurde diese Obergrenze immer voll ausgeschöpft. Hinzu kommt die »verdeckte« Parteienfinanzierung, ein Sumpf, der trockengelegt werden müßte: Wir sprechen über mindestens eine Milliarde Euro.

Beides, Neutralität der Beamten und Beschränkung der Finanzierung, bändigte die Krake und drängte auf Dauer die Parteienmentalität

»Dennoch ist auch im 21. Jahrhundert die Skepsis nicht gewichen gegenüber einem pluralistischen Prinzip, das ohne eigene Begründungsleistung allein darauf vertraut, mit dem sozialen Öl des Konsums die Wogen eines pluralistischen Interessenkampfes glätten zu können, der tendenziell staatsauflösend ist. Die Flucht aus dem Politischen, die der Pluralismus angetreten ist, um im Wirtschaftlichen eine neue Heimat zu suchen, die er dort nicht finden konnte, hat zu – eben doch wieder politischen – Konsequenzen geführt, die nachdenklich machen müssen.«

Thor v. Waldstein: *Der Beutewert des Staates*.

zurück, einen Ungeist, der kein Ganzes kennt und Fakten bis zur Lüge für den eigenen Vorteil umbiegt.

## Die Durchsetzung von Recht und Ordnung

Der Ungeist, der kein Ganzes kennt, hatte einen seiner großen Auftritte am 12. September 2015. Der Publizist Robin Alexander hat unter anderem den Verlauf dieses Tages in seinem Buch *Die Getriebenen* nachgezeichnet, es erschien Anfang März: Es mußten also anderthalb Jahre vergehen, bevor rekonstruiert und veröffentlicht werden konnte, was in den wenigen für die Zukunft Deutschlands entscheidenden Stunden geschehen war – als die Waage sich bereits zugunsten einer Entscheidung für die Schließung der Grenzen neigte, zitternd in einen schrägen Stillstand geriet, für ein paar Stunden stehenblieb und schließlich zurückwippte in jene hypermoralische Verantwortungslosigkeit, in der wir seither zu leben haben.

Am 12. September 2015 meldete der Präsident der Bundespolizei, Dieter Romann, nach Berlin Einsatzbereitschaft. Ohne eine politische Entscheidung abzuwarten, hatte Romann Personal und Material in Südbayern zusammengezogen, um die deutsch-österreichische Grenze lückenlos schließen, Paßkontrollen durchführen und alle nicht einreiseberechtigten Personen abweisen zu können. Logistisch und organisatorisch würde eine solche Maßnahme ohne weiteres möglich sein, hatte man doch einige Wochen zuvor für die Sicherheit der sieben Staatsoberhäupter der G7-Gruppe Grenzkontrollen durchgeführt und wie nebenbei hunderte Zollverfahren, illegale Einwanderungsversuche und kriminellen Grenzverkehr abgefischt.

Thomas de Maizière konnte sich im Lagezentrum in Berlin an diesem 12. September in den Abendstunden nicht dazu entschließen, den bereits ausgefertigten Einsatzbefehl samt der darin enthaltenen fünf entscheidenden Wörter zu unterschreiben: Wer nicht einreiseberechtigt sei, solle »auch im Falle eines Asylgesuchs« zurückgewiesen werden, denn: Er komme über den Landweg, mithin über sichere Drittstaaten und Staaten der EU, in denen der Erstantrag auf Asyl zunächst zu stellen sei.

Allein: Es kam nicht zur Grenzschließung gegen den Ansturm Hunderttausender, es fehlte der politische Wille, oder vielleicht sollte man besser sagen: Es fehlten die politische Demut und die Verantwortung für das Ganze. Thomas de Maizière unterschrieb den Einsatzbefehl nicht, weil er, seine Kanzlerin und andere führende Politiker die schlimmen Bilder, die schlechte *Publicity* fürchteten. Es ging an diesem Abend nicht um Humanität oder Fachkräftemangel, auch nicht um den geradezu religiösen Wunsch, das deutsche Volk endgültig aus der Geschichte zu drängen: Es ging schlicht um die parteipolitische Angst vor schlechten Bildern und um die Frage, ob der politische Gegner einen Vorteil aus einer häßlichen Entscheidung würde ziehen können. Dieser typisch parteipolitischen Kleinmütigkeit wurden am 12. September 2015 Recht und Ordnung geopfert, und mit den Konsequenzen dieser völlig verantwortungslosen Mißachtung des Ganzen haben wir seither zu leben und zurechtzukommen.

Es wäre nichts weiter als eine Selbstverständlichkeit, diese Entscheidung zu revidieren, ihre Folgen zu korrigieren und die dafür Verantwortlichen ihrerseits zur Verantwortung zu ziehen.

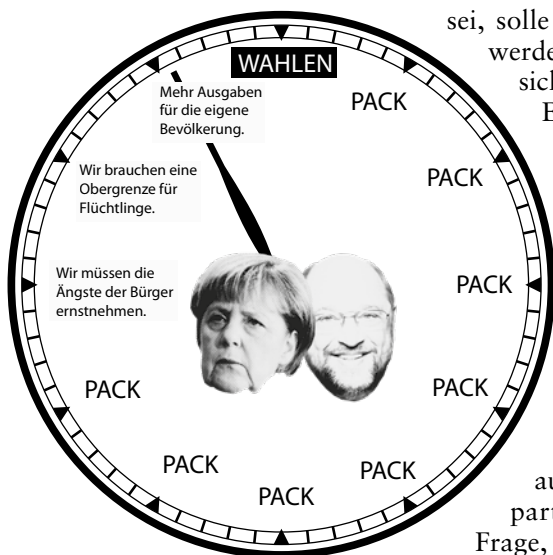
## Der Elitenwechsel

Im Netz kursiert die Zeichnung einer Uhr, auf der die eklatante Zukunftsschwäche der Demokratie anhand des Denkens in Wahlperioden anschaulich gemacht wird: Kurz vor den Wahlen signalisieren diejenigen, die sich sonst für die Lebenswirklichkeit vor allem des »kleinen Mannes« einen Dreck interessieren, daß sie begriffen hätten.

Der Ton wird plötzlich »populistisch« im Wortsinn, man kann geheuchelt Interesse ebenso beobachten wie den Versuch, Volksnähe herzustellen. Kaum jemandem sollten die peinlichen Auftritte von Martin

»Die Spezies der Politiker bildet eine negative Auswahl aus der Bevölkerung. Weil die Politiker aus den Kreisen derer rekrutiert werden, die sich von Jugend auf in den Parteien bewährt haben, derer, die den zermürbenden Hürdenlauf einer Parteikarriere schon aufgenommen haben, bevor sie überhaupt eine eigene politische Meinung entwickeln konnten, ergibt sich eine ungünstige Selektion.«

Sibylle Tönnies



Schulz entgangen sein, der als Heilsbringer für eine halbtote Partei eingeflogen wurde und seine Claqueure durchaus auffordert, doch einmal »Martin, Martin« zu rufen, wenn sie nicht von selbst darauf kommen. Überhaupt, Schulz und Merkel: Wir erleben die Inszenierung eines Machtkampfs zweier Kontrahenten, zwischen die im Grunde kein Blatt Papier paßt und die sich nur deshalb diesen Pseudostreit liefern, weil sie von der eigentlichen Auseinandersetzung ablenken wollen: der zwischen dem Establishment, das die Karre in den Dreck geritten hat, und einer echten, das heißt grundsätzlich angelegten Alternative, die ihn wieder herauswuchten will.

Die Demokratie in Deutschland wird an ihrer eklatanten Zukunftschwäche nur dann zugrunde gehen, wenn der Elitenwechsel nicht gelingt. Der große Austausch muß bei den Parlamentariern der Altparteien anfangen.

### Der Vorrang des Eigenen

Dieser Elitenaustausch ist deshalb notwendig, weil in Deutschland keine Politik mehr für, sondern gegen unser Land und unser Volk gemacht wird. Irgendein Fernster wird mit dem Nächsten verwechselt, der Fremde dem Eigenen, das Nicht-Wir dem Wir gleichgestellt oder sogar vorgezogen: Während wir den eklatanten und existenzgefährdenden Gesetzesbruch der Regierung an der deutschen Außengrenze zu akzeptieren haben und uns für unser Pochen auf Selbstverständlichkeiten rechtfertigen sollen und beschimpfen lassen müssen, wird für jeden kriminell gewordenen oder illegal eingereisten Ausländer aus einem Fächer an Rechtswegen jener ausgewählt, der seine Abschiebung fast sicher verhindert. Dieses Verhältnis muß vom Kopf zurück auf die Beine gestellt werden: »America first« ist nichts anderes als ein solcher Versuch, und ein erster Schritt wäre getan, wenn der Vogel, irgendwo auf halber Treppe liegend, aber aus den Klauen der Katze befreit, wieder fliegen *wollte*, wenn er es könnte – wenn er also zunächst an *sich* dächte.

### Die Beseitigung des Selbsthasses

Aber der Vogel denkt nicht gut über sich selbst nach. Über den kulturellen Selbsthaß des alten Europa und den deutschen Schuld kult im besonderen haben Frank Lisson (*Die Verachtung des Eigenen*), Paul Gottfried (*Multikulturalismus und die Politik der Schuld*), Heinz Nawratil (*Der Kult mit der Schuld*) oder zuletzt Rolf Peter Sieferle (*Finis Germania*) ausführlich und pointiert geschrieben – diese besonders in intellektuellen Milieus verbreitete Selbstinfragestellung ist eine auf Geschichtserzählungen basierende Form der Minderwertigkeitspsychose und zieht eine existentielle Verteidigungsschwäche nach sich. Es ist, als wollte sich der Vogel nicht wehren und nicht davonflattern, selbst wenn er es könnte. Der Deutsche: Zu sehr haßt er sich selbst, zu gründlich hat er seine Infragestellung als seine letzte Aufgabe begriffen, zu gern möchte er sich selbst abschaffen, seine Haut abstreifen, was nichts anderes bedeutet, als seine Geschichte und damit seine historische Schuld loswerden und unschuldig wie die anderen, die nichtwiderlegten Völker ohne Ballast nach dem Tag und dem Leben greifen. Das Gefährliche ist auch hier wieder die Eigenart, mit der zu Werke gegangen wird: Selbst in der Selbstabschaffung erweist sich der Deutsche als der Gründlichste, als derjenige, der sich selbst aus der Geschichte fegen wird.

Die Verachtung des Eigenen, die mangelnde Wertschätzung allen Fleißes, aller Entbehrung, aller Erfindungsgabe, Sparsamkeit und allen Durchhaltewillens unserer Vorfahren: Das ist der gebrochene Flügel des großen Vogels, von dem eingangs die Rede war. Ihn wieder einzurenken, das Gebrochene zu heilen, ist nicht die Sache einer patriotischen Regierungsmehrheit, sondern eine Generationenaufgabe. Es bedarf dafür tatsächlich einer erinnerungs- und geschichtspolitischen Wende, aber nicht einer, die etwas von dem ausspart, was geschah, sondern einer, die sich reif, aussöhnend, aushaltend, einordnend erinnert, und die aus dieser Erinnerung weder Keulen schnitzt noch sie für die Bewirtschaftung der Vergangenheit mißbraucht.

Aber zugegeben: Dies erreicht zu haben, wäre bereits keine Selbstverständlichkeit mehr, keine Treppenstufe, sondern ein erster Flug mit geheiltem Flügel. ■

»Der *kulturelle Selbsthaß* hat erst ins postkulturelle, dann ins sozial-demokratische, und schließlich ins postdemokratische Zeitalter geführt. Jeder dieser Schritte vollzog sich in strenger Logik und Folge aus dem vorangegangenen. Wir alle haben uns mehr oder weniger freiwillig in immer enger werdende Käfige begeben, die uns auf sonderbare Weise »beheimaten«. Heute will kaum jemand den Käfig postdemokratischen Denkens verlassen. Rütteln an dessen Stäben kann schon in die Isolation führen.«

Frank Lisson: *Die Verachtung des Eigenen*, Schnellroda 2012.

Literaturhinweise:

Hans Herbert von Arnim: *Der Staat als Beute. Wie Politiker in eigener Sache Gesetze machen*, München 1993;

Frank Lisson: *Die Verachtung des Eigenen. Ursachen und Verlauf des kulturellen Selbsthasses in Europa*, Schnellroda 2012;

Thor v. Waldstein: *Der Beutewert des Staates. Carl Schmitt und der Pluralismus*, Graz 2008;

*Staatspolitisches Handbuch*, Bd. 1: *Leitbegriffe*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009.

## Konservative im Widerstand, oder: Du bist nicht allein!

von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Erik Lehnert

Die Not ist groß. Unter fast jedem Eintrag auf unserem Weblog »Sezession im Netz« finden sich Kommentare, aus denen vor allem eines deutlich wird: daß der Schreiber an der politischen und gesellschaftlichen Situation unseres Landes leidet. Gleichzeitig wird nach mehr verlangt als nach Worten. Es wird nach Handfestem, nach Aktion, nach konkreter Hoffnung, nach einem großen Sprung gefragt, der – wenn nicht jetzt, wann dann? – erfolgen müsse. Die Zeit scheint reif dafür, weil sich die Lage zuspitzt und der politische Gegner das Heraufziehen eines neuen Zeitgeistes wittert. Es ist also angebracht, nachzuschauen, wer da noch so im selben Graben sitzt.

Wenn wir es nicht längst wüßten, hätten uns die letzten Wochen wieder über eine spezifisch rechte Krankheit, die Distanzeritis, belehren können. Der eine ist dem anderen zu rechts, der nächste ist vor den falschen Leuten aufgetreten, und so mancher wird als ewiger Querulant verunglimpft, weil er die AfD auf dem Weg zur CDU für Arme vermutet. Dabei wäre es um vieles leichter, wenn man sich etwas an der linken Binnensolidarität orientieren würde. Man muß sich ja nicht mögen und darf die Unterschiede gern betonen. Dennoch muß es heißen: »Getrennt marschieren – vereint schlagen!« Und wenn es drauf ankommt, auch gern: »Einer für alle, und alle für einen!« Ob nun Moltke oder D'Artagnan – für den Erfolg braucht es etwas mehr als pessimistische Vorhersagen exzentrischer Regenpfeifer.

Ob der *Junge-Freiheit*-Leser, der Sezessionist, der Burschschafter, der identitäre Aktivist, der »Schläfer« in der Jungen Union, der harte Fußballfan mit soliden Überzeugungen, der stille Neuheide, der FAZ-Leserbriefeschreiber, der evangelikale Christ, der traditionsverliebte Katholik, der AfD-Kosmopolit, der desillusionierte Problemschullehrer, der Dresdner Abendspaziergänger, der GEZ-Rebell, die Biobäuerin, der Tag-X-Heimwerker oder der IfS-Metapolitiker – von außen, vom Standpunkt des linksliberalen Mainstreams aus betrachtet, sind wir alle gleich häßlich. In Wirklichkeit sind wir aber eine ziemlich bunte Truppe, die durchaus in der Lage ist, das Sektiererhafte abzustreifen und den Widerstand auf eine breite Basis zu stellen. Um dem Gefühl der Einsamkeit das Bewußtsein der bunten Truppe entgegenzustellen, haben wir zunächst einmal den Wutbürger charakterisiert – weitere Typen sollen folgen. Es geht uns darum, die Erkenntnis zu vermitteln: »Du bist nicht allein!« und darum, das Verbindende im Widerstandsmilieu zu betonen und die Bereitschaft zu fördern, im Ernstfall zusammenzustehen. Es wird sich hier vielleicht nicht jeder wiederfinden, Manichäer und Kriminelle scheiden nämlich aus, aber der Mehrzahl hoffen wir mit unseren Typen gerecht zu werden, als da wären: der Konservative, der Aktionist, der Parteisoldat, der Aussteiger, der Querulant, der Resignative, der Ex-Linke und schließlich der Wutbürger, um den es hier zunächst gehen soll.

## Über Begriffe, deren fließende Grenzen und das besondere deutsche Wüten

Über Zorn, dem man mit dem griechischen Begriff *Thymos* neuerdings ein eleganteres Auftreten ermöglicht, wurde in den letzten Jahren viel nachgedacht und publiziert, vor allem in Karlsruhe. Hier sind natürlich Peter Sloterdijk mit seinem Buch *Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch* (Frankfurt a.M. 2006) sowie Marc Jongen zu nennen, früherer Assistent Sloterdijks an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe, Mitglied der Bundesprogrammkommission der Alternative für Deutschland, mithin Vordenker dieser Partei und Werbetrommler für den *Thymos*, den die *Süddeutsche Zeitung* im Februar 2016 als »Wutdenker der AfD« titulierte, obwohl es korrekterweise »Zorndenker« heißen müßte.

Der Zorn ist eine ambivalente Macht, er sollte eingehegt oder wenigstens kanalisiert werden – immerhin eine Todsünde! –, hat aber auch einiges zu bieten und scheint eine Notwendigkeit, eine Art Schmierstoff für Dynamiken darzustellen, ohne den Gesellschaften apathisch und verfettet ihrem schleichenden Untergang entgegendösen. Die Anlage von Depots in »Zornbanken«, die Sloterdijk beschreibt, dient »moralischen Explosiva und rächerischen Projekte[n]« und deren Umsetzung. Kurz: Welt-historisches nimmt hierdurch aktive, endgültige Formen an. Lenins Komintern, die Kommunistische Internationale, erscheint so als eine »Weltbank des Zorns«.

Die Wut hat hingegen nicht diesen fundamentalen Status erlangt – zu Unrecht, wie wir meinen. Denn dieses Gefühl ist durchaus mit dem Zorn verknüpft, nur fehlen ihm die metaphysischen Meriten. Dabei kann auch die Wut unter den Begriff des *Thymos* subsumiert werden, genauso wie eben der Zorn, der Haß und der Stolz.

Unterdrückte Wut soll zu Erkrankungen führen. Eltern und Pädagogen stehen hilflos wütenden Kindern gegenüber. Die Wut, lateinisch *Furor*, kann sich in Raserei äußern. Und der *Furor teutonicus*, ein fast zweitausendjähriger Begriff, der ehemals das selbst- und mitleidlose Wüten germanischer Stämme im Kampf gegen römische Truppen beschrieb, dient als moralischer Zeigefinger und Diffamierungsinstrument zugleich: Da haben wir ihn wieder, den *Furor teutonicus*! Unausrottbar und gefährlich! Wehret den Anfängen! Und so weiter und so fort. – In einer der deutschesten aller Geschichten der Neuzeit, dem *Michael Kohlhaas* von Heinrich von Kleist, finden wir ein Wüten, das als paradigmatisch für unser Volk gilt. Erfahrenes Unrecht und anschließende Selbstjustiz, Rache und Stolz, gerechter Zorn und maßlose Wut: Der *Kohlhaas* ist zugleich Warnung und Vorbild für einen Wutbürger-Extremismus, dessen Grundlagen wir instinktiv verstehen, gutheißen, und an dessen Methoden wir zweifeln.

Da verwundert es nicht, daß der Wutbürger einen schlechten Leumund hat. »Wutbürger« ist eine Journalistenerfindung, angeblich von Dirk Kurbjuweit, der den Begriff 2010 in einem *Spiegel*-Artikel anbrachte (Nr. 41/2010, S. 26f.). Immerhin: die Gesellschaft für deutsche Sprache wählte ihn zum »Wort des Jahres 2010«, die Aufnahme in den Duden folgte, der Begriff machte Karriere und wird bis heute immer wieder gern hervorgeholt.

Die Ausgangspunkte für Kurbjuweits Artikel waren die Bürgerproteste gegen das Bahnhofsprojekt »Stuttgart 21« und die teils überwältigende Zustimmung zu Thilo Sarrazins Buch *Deutschland schafft sich ab*, artikuliert durch die Zuhörerschaft bei diversen Lesungen und Diskussionsrunden.

## Von lieben und bösen Wutbürgern

Mit dem Wutbürger sah man die politische Arbeitsteilung der BRD plötzlich aufgekündigt: Anstatt brav auf den indirekten Weg der Problemlösung, der Austarierung, des Kompromisses zu setzen, auf Parteien und Institutionen, machten hier Bürger mittels Unmutsäußerungen, Demonstrationen und Protestformen des zivilen Ungehorsams von ihrer politischen Willensäußerung direkten Gebrauch.

Im Vorfeld der Konferenz der Wirtschafts- und Handelsminister der WTO in Seattle vom 30. November bis zum 2. Dezember 1999 und im Zusammenhang mit den geplanten Protesten vor Ort schrieb die Gruppe



Maloka Anarcho Collective: »Direkte Aktion bedeutet ein Vorgehen, bei dem man für sich selbst in der Weise handelt, daß man das Problem, mit dem man konfrontiert ist, direkt angeht, ohne die Vermittlung durch Politiker oder Bürokraten zu benötigen. [...] Die direkte Aktion setzt den offiziellen Gesetzen die moralische Entwicklung entgegen [...]. Sie ist der Ausdruck der Bereitschaft der oder des einzelnen, zu kämpfen, das eigene Leben in die Hand zu nehmen und direkt auf die Welt, die uns umgibt, einzuwirken, für das eigene Handeln Verantwortung zu übernehmen.« – Man ziehe etwas Jargon ab und ersetze »direkte Aktion« durch »Wutbürger« oder »wutbürgerliche Aktion«!



*Wutbürger in Dresden,  
Winter 2016*

Bezeichnenderweise wollten oder konnten gut zehn Jahre später die Analytiker und Kritiker des wutbürgerlichen Aktionismus dessen Nähe zu den medienaffinen linken, anarchistischen, basisdemokratischen Widerstandsformen nicht erkennen. Daß sich Menschen aus Protest selbst organisieren, handeln, Zeichen setzen, laut werden – das wird gemeinhin beklatscht, medial vor allem. Jedoch: Daß diesmal Protest nicht von politischen Gruppen und Berufsaktivisten ausgeht, die den Staat und das liberalkapitalistische System aus dem Weg räumen möchten, scheint in hohem Maße verdächtig zu sein. Dabei stellt der Wutbürger eine erweiterte und mithin dynamische Form des – wünschenswerten – Citoyens im Marxschen Sinne dar: ein soziales Wesen, ein politischer Bürger, der auf die Gemeinschaft des Staates orientiert ist. Die Erweiterung findet der Citoyen als heutiger Wutbürger darin, daß er nicht (mehr) auf Institutionen setzt und sein Handeln zu einer direkten Aktion wird.

### **Meine Straße, mein Viertel, mein Block**

Empörung, Einmischung, Aktionismus – deren Bewertung seitens der Mainstreammedien und der erwartbaren Experten hängt natürlich von den Zielen der Empörer, Einmischer, Aktionisten ab. Das Konkrete des Wutbürgers schreckt ganz besonders ab, wenn sein Thema als anstößig gilt und das Ziel der Wut nicht zur Disposition stehen darf – es erscheint schwierig, sich für die *One world* vor Ort einzusetzen; man wittert puren

Eigennutz und unterstellt notfalls ein gefährliches Unterlaufen demokratischer Entscheidungsprozesse.

Aber der Wutbürger und sein Engagement unterliegen nicht solchen Bewertungsmaßstäben, sondern transformieren idealerweise die Wut in einen gerechten Zorn. Die Einflüsterung, was als genehm und wünschenswert und angemessen gilt, verliert hier dramatisch an Macht. Die Ohnmacht wechselt für einen Moment die Seiten. Kurz: der Wutbürger und sein Tun sind authentisch und scheren sich wenig um Deutungshoheiten. Das Authentische birgt einen größeren Schutz vor Korruption als etwa Theorie- und Parteiarbeit. Hier kann leichter, selbstverständlicher Sympathie gewonnen werden.

Das Beispiel »Stuttgart 21« führt man gern an, wenn es um ungezogenes Verhalten oder zivilen Ungehorsam von Bürgern geht. Doch selbst in der braven Bundesrepublik reicht die Traditionslinie des Wutbürgers bedeutend weiter zurück.

Es sind vielfach Gebäude, Bauvorhaben, Abrisse, Zerstörungen, Umbenennungen, Ausradierungen, die Auslöser der Wut und Beweis des Verfalls der Politik am Bürger sind: Manifestationen des Mißstands, der fatalen Irrtümer des Fortschritts und seiner Anhänger, seiner Exekutoren. – Die geplante Großmoschee im heimischen Viertel. Das angekündigte Aus der hundertjährigen, plötzlich unliebsamen Straßenbenennung. Ein beschlossenes Containerdorf für »Geflüchete« in der Nachbarschaft. Das Fällen von Bäumen, das Umlegen von Flugrouten, der kalte, ignorante Eingriff in die Lebenswirklichkeit, das Hinwegsetzen über Interessen von Anwohnern, Anrainern, Autochthonen.

Das Argument, die betroffenen Menschen sollten sich nicht so haben, es gäbe sonst ständig irgendeinen Grund, auf die Straße zu gehen und Bürgerversammlungen zu sprengen, zieht nicht. Es ist eben diese eine konkrete Herausforderung, die beim Wutbürger die Verantwortung für Gemeinde, Viertel, Stadt weckt, kurz: für seine *Polis*, die man bisher guten Gewissens an Politik und Administration abgegeben hatte. Der Wutbürger ist jemand, der im Stich gelassen wurde, mitunter sogar oft, und dessen Verantwortungsbewußtsein sich nun aktiv, bisweilen aktivistisch äußert.

### Erweiterungen der Nachbarschaft

Dem möglicherweise großen Plan oder der großen Planlosigkeit der Realpolitik setzt der Wutbürger sein »Think local, act local« entgegen. Mit Ausschöpfung der Rechtsmittel, mit Eingaben und Petitionen, aber auch mit sichtbarem Protest, dessen Formen spätestens seit den 1970er Jahren bekannt sind: mit Demonstrationen, Blockaden und Mahnwachen, mit Transparenten und Flugblättern, mit Trillerpfeifen und Kerzen, mit Hartnäckigkeit und Ernsthaftigkeit, ja Humorlosigkeit.

Eine relativ junge Entwicklung ist die Transformation des Wutbürgers in einen Systemkritiker, in einen Protagonisten des Widerstands. Denn von Hause aus stellte er das große Ganze nicht in Frage, konnte sich vielmehr mit dem *Status quo* der BRD identifizieren, sah sich darin aufgehoben. Sein Protest war monothematisch und stets aufs Konkrete gerichtet.

Die Dresdner Abendspaziergänger etwa und ihre bundesweiten Ableger ließen in den Jahren 2015 und 2016 äußerst wirkmächtig erahnen, daß – ausgehend von einem aktuellen Problemkomplex – bei einer großen Anzahl von Bürgern ein Bewußtsein für die Fäulnis des Ganzen zu existieren scheint. Hier tauchen erstmals auch Namen auf, die wir mit diesem hartnäckigen Kontra zur fehlgeleiteten Gegenwart verbinden, Lutz Bachmann etwa oder Michael Stürzenberger; insofern ein Novum, als daß der klassische basisdemokratische und nachbarschaftliche Wutbürgerprotest selten herausragende Protagonisten zeitigte bzw. nötig hatte. Rund ums Phänomen PEGIDA wurde das Potential des Wutbürgers sichtbar, der als ein Bewegungs-Citoyen vom temporären zum dauerhaften Teil des Widerstandsmilieus werden kann und ein ernsthaftes Interesse am Aufhalten fataler Entwicklungen mitbringt. Die Grundlage der Wut, des Bürgerstolzes und der sich äußernden Verantwortung sowie die Motivation des Aktivwerdens und Einmischens bleiben ähnlich. Da ist die von den Römern als Gottheit angebetete *Virtus*, die gemeinhin mit Tapferkeit und Tugendhaftigkeit übersetzt wird und die Joachim Fernau in seinem Buch *Cäsar läßt grüßen* in dem Satz zusammenfaßte: »Wer, wenn nicht ich, ist Rom?« ■

»Jede Situation, in der sich Leute organisieren, um die Kontrolle über ihre eigenen Lebensumstände zu erweitern, ohne dabei auf die Ressourcen von Kapital oder Staat zurückzugreifen, stellt eine direkte Aktion dar.«

Rob Sparrow: *Anarchist Politics & Direct Action*, o.O. 1997.

»Einige Dutzend Menschen demonstrieren in gelben Öljacken auf dem Deich gegen die kurz zuvor bekannt gewordenen Pläne, in der idyllischen Marschlandschaft im Einzugsgebiet von Hamburg einen weiteren Reaktor zu bauen, unweit der Atommeiler von Krümmel und Brunsbüttel. [...] Fast 35 Jahre später, noch vor Fukushima, erzählen die inzwischen ergrauten Milchbauern, Schiffsbauer und Anführer des örtlichen Protestes in ihren Wohnzimmern, mit Blümchentassen in der Hand, was sie damals dachten, als sie zum ersten Mal von dem Atomkraftwerk hörten, das neben ihren Höfen, Kuhställen und Einfamilienhäusern errichtet werden sollte. Wie sie sich von der Politik immer stärker verraten und verkauft fühlten, je länger die Auseinandersetzung dauerte und je heftiger sie wurde. [...] »Wir waren ganz konservative Bürger«, erzählt eine Milchbäuerin.«

Luwig Greven: »Protest mit der Strahlkraft eines Reaktorkerns«, zeit.de vom 23. August 2012.

# Geschlecht, Kultur, Natur: Eine Handreichung

von Sophie Liebnitz

Der Umgang mit Frauen oder weiblichen Nutzernamen in rechten Foren ist meiner Erfahrung nach zum weit überwiegenden Teil sachlich, häufig freundlich und anerkennend. Wenn er gelegentlich Anlaß zu Kommentaren gibt, dann viel eher im Sinne einer positiven Auszeichnung als umgekehrt. Hier wie anderswo sind konventionelle Vorstellungen über »die Rechte« und »die Rechten« erfahrbar als das, was sie eben sind: als Klischees.

Dennoch stößt man nicht ganz selten auf eine aggressive Tendenz gegenüber Frauen, die unversehens erschreckende Wucht entfalten kann. Sein Haupt erhebt dann ein verfestigter, brennender Ärger, der sich nicht genug tun kann, eine Abneigung, die aus den schwarzen Tiefen der Kulturgeschichte auftaucht und ohne Vorwarnung vom Diskursiven ins obszöne übergeht.

Freilich gibt es auch Anlaß zu berechtigter Kritik. Besonders seit der sogenannten Flüchtlingskrise finden sich wiederholt Netzeinträge, die nicht ganz zu Unrecht das willfährige Verhalten von Staat und Gesellschaft gegenüber den Hereindrängenden »den« Frauen anlasten. Der Anschein gibt den Kommentatoren recht, sind die freiwilligen Helfer doch meist freiwillige Helferinnen und ist der Mentalitätswandel, der diesen Defätismus hervorgebracht hat, erst durch die Vorarbeit der Grünen, einer ideologisch und personell weiblich dominierten Partei, möglich geworden. Trotzdem: Jene Diskurse, welche diese invertierte Form der Hilfsbereitschaft rechtfertigen sollen, sind nicht von *Frauen* entwickelt worden. Die historisch tieferen Wurzeln sind in einer heute fast vollständig durchgesetzten einseitigen Lektüre des Christentums zu suchen. Diese begreift dessen Gehalt unter Übergehung der *Maiestas* und des *Tremendum*, also der erhabenen, ja furchteinflößenden Momente der Gottheit, verkürzend als »Liebe«, und zwar als *nichts als* Liebe. Damit schließt diese Lesart problemlos an einen vagen Humanismus an, von dem sie letztlich nicht mehr unterscheidbar ist. Vorreiter dieser Tendenz war die als Neologie bekannte protestantische Theologie der Aufklärung, die ohne Rücksicht auf spirituelle Verluste Dogmen untergrub und göttliche Gebote als bloß moralische reformulierte.

Der nietzscheanisch inspirierte Vorwurf, das Christentum sei eine »weibische« Religion, ist mindestens mißverständlich. Denn »männlich« oder »weiblich« bleibt im Hinblick auf eine Religion zwangsläufig eine symbolische Qualifikation. Wo der Religionsgründer und alle, die sich in seiner Nachfolge institutionell behaupten konnten, Männer waren, tritt dieser Symbolcharakter geschlechtlicher Zuschreibungen mit besonderer Deutlichkeit hervor. Phänomene wie der teilweise erhebliche Einfluß der Frauenmystik oder der Frauen im Pietismus tun dieser Feststellung keinen Abbruch – sie bewahren immer ein antiinstitutionelles Moment. Weitere Quellen liegen bei jenen Denkern der Aufklärung, die die Geltung universeller Werte über alles andere gestellt sehen wollten und sich dabei auf ein

Der Essay von Sophie Liebnitz ist auf drei Teile angelegt. Im Laufe des Jahres werden folgen:

Teil II »Todhaß der Geschlechter«: Eine Verabschiedung

Teil III Mann-Frau: Eine Wieder-Holung

»Die Wahnvorstellungen des Weibes sind andre als die der Männer: je nachdem die einen oder die andren in der Erziehung siegen, hat die Cultur etwas Weibisches oder Männliches. Die Bruderliebe der Antigone. – Für den Staat ist das Weib die Nacht: und genauer der Schlaf. Und der Mann das Wachen.«

Friedrich Nietzsche: *Nachgelassene Fragmente*, Ende 1870–April 1871.

abstraktes Konzept vom »Menschen« und seinen ihm von »Natur« aus zukommenden »Rechten« beriefen.

Diese agierten im Rahmen einer Salonkultur, die zwar von geistreichen Damen ausgerichtet, deren Diskurskultur aber von männlichen intellektuellen Matadoren beherrscht wurde, die die Stars der Soireen waren und blieben. Ob sie dabei über die Umgangsformen hinaus einem besonderen weiblichen Einfluß unterlagen, ist äußerst fraglich. Rousseau etwa steht, sieht man vom politischen Theoretiker ab, für ein in seiner Empfindsamkeit weiblich konnotiertes Denken. Dies hinderte ihn keineswegs daran, das Salonleben als effeminiert zu kritisieren und ein pädagogisches Modell zu verfechten, welches Frauen praktisch keine körperliche und intellektuelle Bewegungsfreiheit zugestand. Seine Vorstellungen über die Erziehung von Mädchen (Puppen ankleiden, Nähen, ausdauerndes Sticken) sind berüchtigt und würden *mutatis mutandis* auch in einem konservativen muslimischen Milieu nicht aus dem Rahmen fallen.

Haben Frauen in der Tat eine tragende Rolle in der »Willkommenskultur« gespielt, so ist die Annahme, der Begründungstypus, der hinter dem Helferinnen-Syndrom stand und steht, sei ein spezifisch oder sogar exklusiv weiblicher, also nicht besonders tragfähig. Sind Frauen wie die Kanzlerin und die notorischen Margot Käßmann, Katrin Göring-Eckardt und Claudia Roth seine prononcierten, aggressiv-missionarischen Verfechterinnen, so steuert das männliche Establishment mit Erscheinungen wie Hofreiter, Marx und Woelki seinen Anteil ebenfalls bei. Wäre dem nicht so, hätte sich die »Willkommenskultur« genannte Immunschwäche niemals etablieren können. Diese Immunschwäche ist ein gesamt*kulturelles* Phänomen. Es ist daher wichtig, zu begreifen, daß ihre Wahrnehmung und Beschreibung als »weiblich« zunächst nicht auf einen biologischen, sondern auf einen symbolischen, also kulturellen Sachverhalt Bezug nimmt (was eine biologische Komponente im Verhalten der beteiligten Frauen selbstverständlich nicht ausschließt).

Das führt auf die grundsätzliche Frage nach der Rolle der Biologie bei der Konzeption von Geschlecht. Für Rechte wie Linke scheint sie vorentschieden zu sein. Auf der Rechten hat man sich bislang weitestgehend auf die ausschließliche Betonung der biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zurückgezogen. Dies ist im Sinne einer größtmöglichen Erkennbarkeit der eigenen Positionen, also eines strategischen Abgrenzungsbotes, verständlich, da damit der maximale Abstand zu typisch linken Milieutheorien markiert ist.

Ich möchte zeigen, daß dies für die Vertretung »rechter« oder konservativer Standpunkte weder nötig ist noch ein invariantes Kennzeichen konservativen Denkens bildet. (Man möge mir nachsehen, wenn ich hier »konservativ« und »rechts« synonym verwende. Das ist zwar falsch, für den vorliegenden Argumentationszusammenhang ist die Unterscheidung aber unnötig). Kein Geringerer als Arnold Gehlen schrieb bereits 1958 die folgenden erstaunlichen Sätze:

»Aus dem bisher Gesagten folgt, daß wir alles Natürliche am Menschen nur in der Imprägnierung durch ganz bestimmte kulturelle Färbungen erfahren können. Dies ist ein weitgehend zugestandener, aber selten ausgewerteter Satz. Wenn die Kultur dem Menschen natürlich ist, so bekommen wir auch umgekehrt seine Natur nie als solche, sondern nur in der Durchdringung mit je ganz bestimmten kulturellen Zusammenhängen zu Gesicht. Man kann z.B. die Frage nach dem Wesensunterschied der Geschlechter nicht allgemein, man kann sie nur für den Umkreis einer bestimmten Kultur beantworten, denn es handelt sich jeweils um kulturbedingte Stilisierungen von irgendwelchen Substraten, die wir niemals als solche, in ihrer naturhaften Urwüchsigkeit kennenlernen.«

Diese Sätze sind aus Gehlens Feder deshalb erstaunlich, weil sie auf den ersten Blick exakt die Grundannahme der Genderlehre zu formulieren scheinen. Gehlen sagt uns schlicht, daß sich »kulturbedingte«, erlernte weibliche oder männliche Verhaltensmuster nicht sauber von »naturhaften«, also biologisch bedingten, trennen lassen. Dies insbesondere, weil das männliche oder weibliche Wesen uns immer schon in einer bestimmten Kultur entgegentrete, deren Einflüsse sich kaum herausfiltern ließen. Selbstverständlich sind uns als Mann und Frau biologisch konkrete Eigenschaften mitgegeben, diese treten aber in unterschiedlichen Kulturen in unterschiedlichen Formen zutage. Gehlens Formulierung legt

»Dieses Unterfangen stößt auf ungeheure Schwierigkeiten, bei der Tatsache angefangen, daß keinerlei Konsens über die »menschliche Natur« besteht. [...] Und selbst wenn man die Existenz einer menschlichen Natur bewiesen hat, ist damit noch nicht erwiesen, daß aus dieser Natur »Rechte« in dem Sinn folgen, den die Menschenrechtsdoktrin diesem Begriff verleiht.«

Alain de Benoist: *Kritik der Menschenrechte*, Berlin 2004.

Alfred Cheney Johnston,  
1933.



nahe, daß es sich hierbei schon Ende der fünfziger Jahre um keine neue Perspektive gehandelt hat. Er formuliert Jahrzehnte früher jene Hauptthese vor, für welche die Vordenkerin aller Gendertheorien, Judith Butler, viel später als bahnbrechend innovativ gerühmt werden sollte; es wäre zweifellos interessant, einmal der Frage nachzugehen, ob sie Gehlens Schrift kannte.

Das klingt nun ganz nach »Genderismus«, aber damit würde man Gehlen Unrecht tun: Es gibt einen bezeichnenden Unterschied, und der liegt in dem Wort »Substrat«. Während Gehlen eine biologische Basis zugesteht, die aus praktischen Gründen unerkennbar, weil stets kulturell überformt sei, geht die Gendertheorie einen Schritt weiter. Dieser Schritt weiter ist der berühmte Schritt vorwärts in den (argumentativen) Abgrund. »Genderismus« leugnet nämlich längst auf breiter Front die Existenz dieser biologischen Basis und streicht damit die Natur, die bei Gehlen eine unbestrittene, wenn auch schwer isolierbare Grundlage bildete, gleich ganz. Verhaltens-, Wahrnehmungs-, Empfindungs- und Leistungsunterschiede bei Männern und Frauen werden daher bekanntlich als rein kulturell geprägt aufgefaßt und somit auch als beliebig veränderbar. Daß dieses Eskamotieren der Physis eine karnevalistische begriffliche Taschenspielerlei darstellt und mit Wissenschaft nur zu tun hat, insofern es innerhalb des Wissenschaftsbetriebs stattfinden kann, bedarf keiner Erläuterung.

Während also diese Position ebenso absurd wie intellektuell unredlich ist, weil sie nicht einem Erkenntnisinteresse, sondern dem einer Lobbygruppe folgt, läßt diejenige Gehlens sich nicht vom Tisch wischen. Sie belegt, daß »rechte« Beschreibungen keineswegs *primären* Rekurs auf biologische Gegebenheiten nehmen müssen, ja dies nicht einmal können. Erstens nicht, weil eben Natürliches und Kulturelles sich nur sehr bedingt auseinanderdividieren lassen. Zweitens aber, weil die Position von Wissenschaft selbst (ich meine hier Naturwissenschaft, ähnliches gilt aber auch für Soziologie, Ökonomie etc.) in einer modernen Wissensgesellschaft höchst zwiespältig ist. In dem Maße, in dem diese Wissen schafft, vermehrt sie gleichzeitig das Unwissen (oder Halbwissen). Das liegt an der Komplexität und am Spezialisierungsgrad, den wissenschaftliche Disziplinen heute erreichen, wo häufig auch Fachkollegen die Spezialstudien von Kollegen nicht mehr ohne weiteres nachvollziehen können. Auf diese Situation trifft zugleich ein enormes mediales Interesse an wissenschaftlichen Ergebnissen insbesondere dort, wo diese weltanschauliche Fragen tangieren. Das Ergebnis ist eine Art gesellschaftlicher »Doppelexistenz«

»Es hat mittlerweile eine enorme Anzahl von Anklagen gegen das Abendland wegen seiner Einflüsse auf das Nicht-Abendland gegeben, aber es gibt wenige, ganz gleich, wie radikal ihre Autoren sein mögen, mit der verheerenden Bitterkeit und Kraft der *Taurigen Tropen* von Lévi-Strauss. Daneben klingt Frantz Fanon ausgesprochen freundlich.«

Clifford Geertz:  
*Die künstlichen Wilden*,  
München 1990.



von Wissenschaft: einmal als das, was sie im jeweiligen Fach tatsächlich ist, und einmal als ihre mediale Repräsentation, als ihr eigenes »Double«. Und das ist leider die einzige Form, unter der sie uns, mit Ausnahme unserer jeweils eigenen Spezialgebiete, erreichen kann.

Wissenschaftliche Ergebnisse, die unsere weltanschaulichen Präferenzen zu stützen scheinen, werden habituell als Beleg für Weltanschauung herangezogen. Sie werden in Dienst genommen, um vorgängige Werturteile zu untermauern, was sich sehr schnell als Bumerang erweisen kann. Werden die Ergebnisse nämlich einmal wirklich wissenschaftlich überholt oder auch nur scheinbar überzeugend angefochten, brechen augenblicklich Stücke aus der Mauer der eigenen Argumentation heraus.

Als Allzweckwaffe für solche Manöver dient gewöhnlich die Ethnologie. Belege für ein beliebiges, als universell geltendes Verhalten werden scheinbar aus den Angeln gehoben, sowie irgendein Stamm, der hiervon abzuweichen scheint, in den Fokus des Interesses rückt. Und da die Ethnologie ein durchaus nicht ideologiefreies Fach ist, kann man getrost davon ausgehen, daß ein solcher Stamm genau dann auftaucht, wenn er argumentativ benötigt wird.

Das berühmteste Beispiel hierfür ist der im letzten Heft ausführlich zur Sprache gekommene Fall von Margaret Meads Aufenthalt auf Samoa, der in die systematische Verzeichnung der von ihr vorgefundenen Südseegesellschaft ins Paradiesische mündete. Sie löste damit die Erwartungen ihres akademischen Lehrers Franz Boas ein, der nachdrücklich den Vorrang freier Sexualität und die nahezu unbegrenzte Formbarkeit von Geschlechterrollen verfochten hatte.

Auch jenseits von Geschlechterfragen folgen Klassiker der Ethnologie, wie Claude Lévi-Strauss' *Traurige Tropen*, häufig diesem Muster eines nicht durch Reflexion aufgelösten Vor-Urteils. Völlig zu Recht qualifizierte der US-amerikanische Ethnologe Clifford Geertz Lévi-Strauss' Werk als einen von Ekel über die eigene Kultur gezeichneten »reformistischen Traktat«. Die »künstlichen Wilden« bilden eben ein methodologisches Dauerproblem der Ethnologie. Dieses funktioniert freilich nach beiden ideologischen Seiten: Nicht nur die rousseauistisch inspirierten Naturmenschen mit kindhaft-unschuldigem Verhältnis zur Sexualität stellen sich auf Zuruf ein, sondern desgleichen die gesunden Geschlechterverhältnisse mit naturgegebener Unterordnung der Frau. Was letztere betrifft, so ist bei diesem Rennen zwischen Hase und Igel die Linke stets im Vorteil, muß sie doch lediglich beweisen, daß es *Ausnahmen* von den männlichen Dominanzverhältnissen gibt, was offenbar nicht schwerfällt, während die Rechte stets versucht, die *Universalität* dieser Verhältnisse zu beweisen, was offenbar zum Scheitern verurteilt ist.

Es stellt sich daher die Frage, ob es nicht strategisch klüger wäre, den Rekurs auf solche Argumentationsmuster einzustellen, also etwa nicht zu erklären, daß man die klassische Familie, sei es in klein- oder großfamiliärer Form, bevorzugt, weil man sie als »natürlicher« einstuft. Man verstrickt sich damit in ein Argumentationsspiel, das aus den genannten Gründen kaum zu gewinnen ist. Gefügte Familienstrukturen sind Teil unserer Identität, und dies mit bei weitem nicht so großen Variationen, wie ideologisierte Geschlechtertheorien uns glauben machen wollen. Die Entscheidung für diese Lebensformen profitiert damit von der Würde der Tradition und ist eine *Wahl*, die als solche im Gegensatz zu biologistischen Argumenten unanfechtbar ist. Wieso sollte auch ausgerechnet für traditionell orientierte heterosexuelle Paare nicht gelten, was für alle anderen möglichen und unmöglichen Paarungen in Anspruch genommen wird? Neben der kulturellen Verankerung als Lebensform läßt sich auf die historische Produktivität des arbeitsteiligen heterosexuellen Paares hinweisen.

Mit beiden Argumenten hat man sich des Beweiszwangs für biologische Grundlagen entledigt. Es geht auch gar nicht darum, derartiges zu beweisen, denn der Rechte (oder Konservative) ist für mein Verständnis nicht der Herold seiner eigenen Physiologie oder Natur, die ihm nur vermittelt und indirekt zugänglich ist, sondern des Herkommens, er ist der Vertreter seiner Kultur und Tradition. Aus dieser, die an biologische Grundlagen offenbar erstklassig angepaßt war (sonst hätte sie kaum so lange erfolgreich überlebt), ergibt sich das, was man als das »Naturgemäße«, Mittlere und – ja, Rechte ansehen kann. ■

»Außerhalb des Industriesystems ist geschlechtslose Arbeit undenkbar. Es gibt nur wenige Tätigkeiten, die von Frauen und Männern gleichermaßen verrichtet werden können. Der Mann kann in der Regel keine Frauenarbeiten ausführen. [...] schon von weitem sieht der Einheimische, ob Männer oder Frauen an der Arbeit sind, noch bevor er sie genau erkennen kann. Genus ist in jedem Schritt, in jeder Geste und nicht nur zwischen den Beinen.«

Ivan Illich: *Genus*, Reinbek b. Hamburg 1983.

Literaturhinweise:

Alain de Benoist: *Kritik der Menschenrechte. Warum Universalismus und Globalisierung die Freiheit bedrohen*, Berlin 2004;

Clifford Geertz: *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*, München u. Wien 1990;

Arnold Gehlen: »Über Kultur, Natur und Natürlichkeit (1958)«; in: ders.: *Anthropologische Forschung. Zur Selbstbegegnung und Selbstentdeckung des Menschen*, 4. überarb., Aufl., Reinbek b. Hamburg 1965;

Ivan Illich: *Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*, Reinbek b. Hamburg 1983;

Rudolf Otto: *Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen*, erw. Neuausg., München 2014.

# Hermann L. Gremliza – Der Pate der Antideutschen

von Siegfried Gerlich

Einstweilen in die Jahre gekommen, pflegt Hermann Gremliza noch immer das Image eines Schmuttelkindes, mit dem keiner spielen will. Dabei hat der Herausgeber der linksradikalen und tapfer antideutschen Zeitschrift *konkret* schon von sich aus immer größten Abstand zum journalistischen Mainstream gewahrt und auch seine periodischen Sammlungen von Kolumnen und Glossen bislang stets in seinem kleinen Hausverlag herausgegeben. Demgegenüber ist sein neues Buch *Haupt- und Nebensätze*, dessen Titel auf die marxistische Unterscheidung von Haupt- und Nebenwidersprüchen des Kapitalismus anspielt, in der *edition subrkamp* erschienen, und es könnte beinahe so scheinen, als habe Gremliza nur die geschliffensten Perlen seiner Publizistik aus den letzten Jahrzehnten darin versammelt, um in jenem *Juste milieu* wieder vorstellig zu werden, in dem seine journalistische Laufbahn einmal begonnen hatte.

1940 in Köln geboren, studierte Hermann Ludwig Gremliza in Tübingen und Berlin Geschichts- und Politikwissenschaften, bevor er sich ab 1966 beim *Spiegel* zum leitenden Redakteur für das Politikressort emporarbeitete. Nach einem ergebnislosen Streit mit Rudolf Augstein um ein höheres Maß an redaktioneller Mitbestimmung verließ Gremliza indessen das nur »im Zweifel links« stehende Blatt, um 1974 das von Klaus Rainer Röhl gegründete linkslibertäre Männermagazin *konkret* zu übernehmen und zu einem stramm kommunistischen und anfangs noch entschieden antifeministischen Organ umzurüsten. Aufgrund des praktischen Ausfalls eines revolutionären Arbeitersubjekts band der zu einer rein theoretischen Donquichotterie verkommene Klassenkampf freilich nicht alle Kräfte, und so lieferte sich *konkret* immer wieder Scharmützel mit dem alten Schlachtroß *Emma*. Später jedoch besann sich Gremliza eines Schlechteren und öffnete sein Blatt für eine intersektionalistisch diversifizierte Antidiskriminierungspolitik, nicht ohne für die Mobilisierung multipler Opferpersönlichkeiten auch politisch jungfräuliche Genderamazonen einzuspannen. Jedenfalls erfüllt es Gremliza noch heute mit größtem Stolz, daß sein erklärtermaßen staatsfeindliches Organ auch vom Verfassungsschutz so eingestuft wird, wohingegen der Umstand, daß die von ihm propagierte gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit gegenüber Deutschen von staatlicher Seite als völlig unbedenklich angesehen wird, ihn noch nie ins Nachdenken über sein kritisches Hofnarrentum gebracht hat.

Gleichwohl steht Gremlizas Name für eine nicht nur verbalradikale, sondern auch in der Sache kompromißlose Gesellschaftskritik, die schon stilistisch das große Vorbild Karl Kraus verrät. Mit dem legendären Wiener Satiriker verbindet Gremliza überdies die Liebe zur deutschen Literatur und insbesondere zu Goethe, die ihn einmal darüber klagend ließ, daß selbst jene Deutschen, die immerzu von der Kulturnation tönen, nicht mehr wüßten, wie die weibliche Hauptfigur des *Faust II* heißt. Seine

»In der Gesellschaft wie auf der Fleischbrühe: Abschaum schwimmt oben.«

Hermann L. Gremliza:  
*Haupt- und Nebensätze*,  
Berlin 2016.

tiefe Verbundenheit mit der deutschen Sprache hat ihn sogar zu einem regelrechten Beckmesser werden lassen, der die bürgerliche Presse, diese »Cloaca maxima der öffentlichen Meinung«, notorisch für ihr schlechtes Deutsch maßregelt. Wenn Gremlizas pointierte Polemiken zuweilen ihrerseits in krude Kalauereien abgleiten und obendrein noch ranzige Resentiments verbreiten, so ist an seiner Sprachmächtigkeit indessen nicht zu zweifeln. Denn nicht einem Mangel an Begabung ist es geschuldet, was ihm mitunter den Stil zu verderben droht, sondern einem Übermaß an Gesinnung, welche nach der Implosion der großen Illusion des Kommunismus in eine ebensogroße Depression verfallen mußte.

Von depressiver Ausgebranntheit zeugt bereits Gremlizas vulgärmarxistisch verkümmerte Anthropologie, welche dem Menschen nur die niedersten Instinkte und schnödesten Interessen zutraut. Zur Verteidigung dieses selbst von Stammlesern als zynisch und misanthropisch empfundenen Menschenbildes redete sich Gremliza gern auf Karl Marx heraus, der hinter den »Charaktermasken« des vernichtungswürdigen Klassenfeindes auch keine Menschen mehr vermutete. Hinsichtlich der realen Klassenvernichtungen im kommunistischen Machtbereich legte Gremliza denn auch durchweg eine linksrevisionistische Doppelmoral an den Tag: So tief empfunden seine Betroffenheit über die singulären Untaten der Nationalsozialisten war, so abgebrüht verharmloste er zugleich die Massenverbrechen des eigenen Lagers: In der Debatte um das *Schwarzbuch des Kommunismus* rechnete Gremliza die zig Millionen Opfer von Stalinismus und Maoismus so schamlos herunter, wie es in Bezug auf die Opfernzahlen des Dritten Reiches allein von einem *Lunatic fringe* bekannt ist.

Doch nur dadurch, daß Gremliza sich seinen ideologischen Starrsinn als revolutionäre Charakterstärke schönredete, konnte in *konkret* auch nach dem Untergang der real existierenden Sozialismen alles weiter seinen sozialistischen Gang gehen. Dies sollte frei nach Lenin allerdings »einen Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück« bedeuten: von einem maskulinen Marxismus zu einem nicht selten megärenhaften Moralismus, der sich auf keinerlei reale Triebkräfte der Geschichte mehr berufen konnte und den Marx gewiß als »utopischen Sozialismus« verspottet hätte. Zu intelligent jedoch, um sich in einen apolitischen Humanismus zu flüchten, bildete Gremliza statt dessen jenen für ihn so charakteristischen Zynismus aus, der im Grunde nur ein verrotteter Idealismus war. So fiel ihm in dem Desillusionsroman der westdeutschen Linken schließlich die Rolle eines roten Werwolfs zu, der »Autonomen«, »Antifaschisten« und anderen Menschen mit Aggressionsproblemen ideologische Munition lieferte, um deren verbaler wie physischer Gewalt gegen alles, was irgend »rechts« oder »deutsch« ist, eine höhere Legitimation zu verschaffen. Nach dem unausgesprochenen Motto »Wer Nazi ist, bestimme ich!« fällt Gremliza noch heute seine inquisitorischen Urteile, und nur bei den wenigsten Deutschen läßt er Gnade vor Unrecht ergehen.

Gremlizas Deutschenhaß, der den scharfsichtigen Gesellschaftskritiker in einen stumpfsinnigen Kollektivbeschuldiger des auserwählten deutschen Tätervolkes verwandelte, konnte sich immerhin auf die von Hitler, Churchill und Roosevelt einvernehmlich vertretene Sonderwegthese stützen, im Nationalsozialismus sei das deutsche Wesen zu seiner wahren Erscheinung gelangt, welcher ausgerechnet Stalin eine Absage erteilte: »Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber, der deutsche Staat aber bleibt.« In Gremlizas durchaus unmarxistischer Sicht ließ jedoch gerade der Fortbestand des deutschen Volkes die Zerschlagung des Deutschen Reiches als bloßen Pyrrhussieg erscheinen, über den ihn allenfalls die Berliner Mauer hinwegtrösten konnte, die er daher zum einzig würdigen Holocaust-Memorial verklärte. Nur um so verzweifelter suchte er nach der deutschen Wiedervereinigung, die der russisch-amerikanischen Doppelhegemonie über Deutschland ein Ende gesetzt hatte, eine ideologische Nachhut heranzubilden, welche die »antifaschistische« SU-Indoktrination mit der »antideutschen« US-Reeducation verschmelzen würde, um die Deutschen dem propagandistischen Trommelfeuer eines zu integraler Deutschenfeindlichkeit ausgeweiteten Antifaschismus auszusetzen.

Diese ideologische Verschärfung hatte im übrigen auch einen weltpolitischen Hintergrund. In spiegelbildlicher Entsprechung zu Kaiser Wilhelm, der in seinen Balkonreden vor dem Ersten Weltkrieg keine Parteien

»Tödliche Seuchen: Das Mittelalter hatte die Pest und die Cholera, die Neuzeit hat das gesunde Volksempfinden und den gesunden Menschenverstand.«

»Populär ist der Haß auf Menschen, die anders sind. Daß der Andere auch mal der Reiche sein kann, macht den Haß auf ihn nicht zum Klassenbewußtsein. Wie man beim Kampf gegen die Fremdherrschaft die Herrschaft nicht los wird, vielleicht aber die Fremden, wird man im Bündnis mit dem kleinen Mann das Kapital nicht los, vielleicht aber den Juden.«

»Nachdem die Deutschen mit der Endlösung der Judenfrage fertig waren, hätte die Welt anfangen sollen, die Deutschenfrage zu lösen.«

»Die deutsche Linke ist immer erst deutsch und dann links. Der Weltgeist hat sich den Witz erlaubt, einen ihrer Anführer bis auf Buchstabenbreite namentlich an diese Wahrheit heranzuführen: den Rudi Deutschke.«

»Völlig frei von antisemitischen Ressentiments ist keiner. Ich, zum Beispiel, trage den Juden nach, daß es einer der Ihren war, der das Christentum über die Menschheit gebracht hat.«

»Die vorbildliche Bewältigung des Verbrechens, die freilich voraussetzt, daß es begangen wurde, ist das moralische Pfund, mit dem deutsche Politik wuchert. Hätten die Alten nicht Auschwitz erfunden, hätten die Jungen so was erfinden müssen.«

»Deutsche Leitkultur in besserer Wohngegend: Wir haben nichts gegen Neger. Jeder sollte einen haben.«

mehr kannte, sondern nur noch Deutsche, hatte Gremliza im Vorfeld des Zweiten Golfkrieges das Erweckungserlebnis, daß auch die deutschen Linken nur häßliche Deutsche waren: Als er die Intervention der USA im Israel mit Vernichtung drohenden Irak scheinbar bellizistisch verteidigte, reagierten die pazifistischen Genossen weithin mit blankem Entsetzen und einer unbändigen Wut, die aus ihrem ehrbaren Antizionismus einen ehrlichen Antisemitismus hervortrieb. Im Gegenzug attackierte Gremliza unerschrocken die linksnationale Identifizierung mit den auch als Palästinenser bekannten Heimatvertriebenen des Nahen Ostens, deren erster Anführer die »Endlösung der Judenfrage« begrüßt hatte, und erteilte all jenen, die viel lieber in den israelischen Juden die »neuen Nazis« sehen wollten, eine gründliche Lektion in Sachen »linker Antisemitismus«: Seitdem zeugen die vormals so kultigen Palästinensertücher nicht mehr bloß von schlechtem Geschmack, sondern zumal von einer üblen Gesinnung.

Im Zuge dieser programmatisch von *konkret* eingeleiteten und später auch von *Jungle World* und *Bahamas* mitgetragenen antideutschen Wende verkehrte sich ein ganzes Ensemble linker Positionen ins genaue Gegenteil: Waren die alten »Antiimperialisten« proarabisch, antiisraelisch und antiamerikanisch aufgestellt, so brachten sich die neuen »Antideutschen« dezidiert antiarabisch, proisraelisch und proamerikanisch in Stellung. Im Vergleich mit einem maßgeblich von Deutschland gesteuerten »EU-Imperialismus« nahm sich der ehemals verhaßte »US-Imperialismus« als das kleinere Übel aus, und so bewährten sich antideutsche Publizisten und Aktivisten zeitweilig als gesinnungstüchtige Zuarbeiter und nützliche Idioten des neoliberalen Globalkapitalismus. Die aktuelle »Flüchtlingskrise« schließlich bot den Antideutschen einen willkommenen Anlaß, ihre amerikanischen Hosen herunterzulassen: Indem sie alle »Refugees welcome!«-Rufe mit ihrem »Deutschland verrecke!«-Geschrei noch übertönten, gaben sie mit der Schamlosigkeit von Idioten preis, daß sich ihre narzißtisch zur Schau getragene Fremdenliebe letztlich von einem pathologischen Selbsthaß nährt. Für die historische Schuld der monorassistischen »Aufnordung« Europas sollte Deutschland nunmehr durch seine multiethnische »Absüdung« Sühne leisten.

Dieser antinationale Imperativ verpflichtete sogar zum Stillschweigen darüber, daß Deutschland auf seinem migrationspolitischen Sonderweg den zuvor von den Nationalsozialisten in die arabische Welt exportierten Antisemitismus im großen Stil wieder reimportierte. Und obschon für bislang alle in diesem Jahrhundert innerhalb Europas begangenen Judenmorde muslimische Täter ermittelt worden sind, prangert der bekennende Philosemit Gremliza weiterhin unbeirrt Angela Merkels »rassistisches Abschieberegime« an, als läge ihm der Kontrollverlust des deutschen Staates immer noch mehr am Herzen als die nur staatlich zu gewährleistende Sicherheit der Juden, von denen einige bereits wieder die Koffer packen.

So bestätigte Gremliza, dieser hochsensible Seismograph eines allzeit drohenden *Furor teutonicus*, durch seine hochselektive Wahrnehmung antisemitischer Gefahrenlagen nur Adornos Diktum, daß die halbe Wahrheit schon die ganze Lüge ist. In ihrer vorsätzlichen Ignoranz gegenüber migrantischen, aber auch autochthon linksextremen Gewaltdelikten, deren hohe Zahl im einen wie im anderen Fall die rechtsextreme Gewaltbilanz in den Schatten stellt, unterscheidet sich die Gremliza-Presse von der etablierten Lückenpresse lediglich durch ihre größere Konsequenz. Aus solchem Realitätsverlust läßt sich zumindest so viel lernen, daß die Epoche des Faschismus eine Vergangenheit ist, die nicht vergehen *will*, weil sie nach dem Willen der ewig Gestrigen der linken Front eben nicht vergehen *darf*. Einem naheliegenden Mißverständnis entgegen mahnt Gremliza nämlich mitnichten bloße Defizite der deutschen »Vergangenheitsbewältigung« an, sondern er beargwöhnt diese insgesamt als das Ansinnen, einen »Schlußstrich« zu ziehen. Nur folgerichtig zielt seine eigene schwarze Volkspädagogik einzig darauf ab, das deutsche Schuldtrauma in seiner ganzen Virulenz zu chronifizieren.

Das therapeutische Desaster eines solchen Historisierungsverbots hat seine Spuren an Gremliza selbst hinterlassen. Was nicht erinnert, wiederholt und durchgearbeitet wurde, ist auch bei ihm ein traumatischer Fremdkörper geblieben und darüber zu einem paranoiden Verfolger geworden, der sich nur noch exkrementell ausstoßen läßt. Vielsagend hat





*Gremliza – Männerphantasien seitenverkehrt*

Gremliza seine aktuellen Lesungen unter das Motto »Schieß Deutschland!« gestellt und auch in seinen *Haupt- und Nebensätzen* nicht mit fäkalsprachlichem Vokabular gespart, dessen Symptomwert ihm entgeht. Wiewohl der »wilde Psychoanalytiker« Klaus Theweleit, der die Auflösungsängste »soldatischer Männer« angesichts der »roten Flut« des Kommunismus freizulegen suchte, zu seinen Freunden zählt, hat Gremliza sich jede Mutmaßung darüber verboten, ob nicht in seinen eigenen Affekten gegenüber einem weiblich und fäkalisches konnotierten »braunen Sumpf« nur seitenverkehrt dieselben »Männerphantasien« am Werke sind. Tatsächlich agiert der antideutsche Entlarver vermeintlich deutscher Pathologien in seinen Panikattacken gegen »völkischen Dreck« und andere »tödliche Seuchen« allemal selbst hysterische Phobien und paranoide Säuberungsphantasien aus, welche eine projektive Identifizierung mit dem Verfemten verraten. Wie einstmalig Hitler von der panischen Angst beherrscht war, es könnte jüdisches Blut in seinen Adern fließen, so muß Gremliza den »Nazi in sich« immer wieder nothhaft exorzieren. Daher ist, was ihm in seinen Tagesphantasien als omnipräsenter Nazismus von außen begegnet, nichts anderes als was ihn von innen her bedroht und woran er geradezu inzestuös gefesselt geblieben ist.

Auf den Vorwurf deutschen Selbsthasses hat Gremliza mit koketter Naivität erwidert, daß er sich doch nicht selbst hassen müsse, nur weil er die Deutschen verachte; allerdings hat er damit auf ganz andere Weise recht als er vermeint. Denn worin Gremliza sich in der Tat von all jenen innerlich zerknirschten Politikern, Publizisten und anderen Pfaffen unterscheidet, die Luthers theologische Lehre von der menschlichen Erbschuld beflissen zur deutschen Kollektivschuld nationalisierten, ist die von ihm beispielhaft vorgeführte Externalisierung des eigenen Deutschseins und dessen Projektion auf »Rechte« und »Nazis«. Doch weit gefehlt, damit irgend dem Zeitgeist die Stirn zu bieten, bilden Gremliza und seine Antideutschen vielmehr dessen Speerspitze: Immerhin verheißt eine solche Verkehrung des deutschen Masochismus in einen antideutschen Sadismus der dritten Generation nach dem Dritten Reich eine Entlastung, wenn nicht eine Erlösung von der Last des Deutschseins, unter dem die zweite Generation noch neurotisch zu leiden hatte. Der neue, perverse Sündenstolz auf singuläre Täterschaft, die es gegen ausländische Täterkonkurrenz eifersüchtig zu hüten gilt, erklärt sich hieraus ebenso wie die deutsche Gründlichkeit, mit der die heutigen Deutschen daran arbeiten, sich als Staatsvolk aufzulösen, um auf dem Weg in eine pausbäckig »bunte« Kindergartenrepublik ihrer internalisierten Kollektivschuld zu entfliehen. Insofern ist, was als milieuspezifische Kleingruppenparanoia begann, längst zur Normalpathologie des linkskonformistischen *Juste milieu* geworden.

Als dem Paten dieser allzudeutschen-antideutschen Gesinnungsmafia tritt mithin auch Gremliza in seinem »Feind« immer nur »die eigne Frage als Gestalt« entgegen. In Anbetracht seiner obsessiven Fixierung auf den Nationalsozialismus gerät man freilich unweigerlich ins Grübeln, ob bei dem seinem neuen Buch vorangestellten Goethe-Wort, welches bewußt auf ihn selbst als Wortführer der Antideutschen gemünzt scheint, nicht zumindest unbewußt der allseits verhaßte »Führer« der Deutschen mitgemeint ist: »Ein Kerl den alle hassen / Der muß was sein.« ■

»Integration? Ich bin so frei, von dieser Scheißkultur nichts wissen zu wollen. Deutschlands Werte gehen mir allesamt am Arsch vorbei, ich singe keine Hymne, folge keiner Flagge, werde einen Teufel tun, auf das Grundgesetz, diesen Waffenstillstandspakt im Klassenkampf (Rosa Luxemburg), einen Eid abzulegen, und wünschte mir, jeder Mensch, der hierher geflohen ist, seine Haut vor unseren Exportwaffen zu retten, wäre so frei, es zu halten wie ich.«

»Das andere, bessere Deutschland gibt es nicht. Was es gibt, sind die Deutschen und ein paar Menschen, die auch in dieser Gegend wohnen.«



# Meme: kognitive Biowaffen im Informationskrieg?

von Nils Wegner

Die sogenannte Kunstinstallation »He Will Not Divide Us« des Schauspielers Shia LaBeouf richtet sich gegen US-Präsident Trump. Die Anlage besteht aus einer Internetkamera, vor der Trump-Gegner ihre Wut und ihre Angst vortragen sollen. Da tauchen eine Handvoll junge Leute auf, watscheln im Krebsgang mit fuchtelnden Armen herum und kreischen dabei infernalisches. Das ist ein Mem: »Autistic screeching«. Facebook führt ein neues Paket an Emoticons ein, die eine glupschäugige violette Taube in verschiedenen drolligen Posen zeigen – innerhalb von zwei Wochen überschwemmt eine Welle von Darstellungen dieser Tauben mit Hakenkreuzen die sozialen Netzwerke. Die Vögelchen sitzen auf der Schulter Adolf Hitlers oder sind zum Reichsadler umstilisiert. Daraufhin treten linke Gruppen auf den Plan und »enttarnen« die Taube (»Trash Dove«) als Symbol einer neonazistischen Internetverschwörung – schon ist sie ein Mem. Das Photo einer vollverschleierte Frau und eines Transvestiten im Kleidchen, die in der New Yorker U-Bahn nebeneinander sitzen, geht unter der Überschrift »Das ist die Zukunft, die Liberale wollen« binnen weniger Stunden um die ganze Welt, provoziert erregte Reaktionen von ganz rechts bis ganz links und läßt den Slogan ikonisch werden, der seither tausende Bilder ganz anderer Sinnzusammenhänge ziert: »Mem-Magic« reinsten Wassers.

Wer das alles für krude Netzwitzchen hält, die binnen weniger Tage wieder vergessen sein werden, der kratzt nur an der Oberfläche eines nicht mehr zu ignorierenden Phänomens unseres digitalen Informationszeitalters. Die Myriaden von oftmals höchst kryptischen Sinnbildern, -filmen und sonstigen Kommunikationsmitteln, für die sich die Sammelbezeichnung »Mem« etabliert hat, sind trotz ihrer scheinbaren Albernheit in Wahrheit der Schlüssel zum Verständnis der niederschweligen Onlinenkommunikation. Und sie sind, wie spätestens der »große Memkrieg von 2016« im Zuge des US-Präsidentenwahlkampfes gezeigt hat, ohne Probleme politisch instrumentalisierbar. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Millionen Besucher von Foren wie 4chan, Tumblr oder Reddit, die auf selbsterstellten Inhalten der Nutzer basieren und so gewissermaßen Kreißsäle für Meme darstellen, über einen festgefühten theoretischen Hintergrund verfügen. Die Memtheorie dient vielmehr der Beschreibung des Phänomens einer wildwüchsigen Kommunikationsguerilla im Netz des 21. Jahrhunderts.

Die Begriffsprägung selbst ist schon fast ein halbes Jahrhundert alt und geht zurück auf den britischen Biologen Richard Dawkins. Dawkins ist strenger Atheist und verfiht in seinen populärwissenschaftlichen Büchern zur Evolutionsbiologie einen neodarwinistischen Ansatz; diese Ausrichtung hat ihm den Spitznamen »Darwin's Rottweiler« (Stephen Hall im *Discover*-Magazin) eingebracht. Mit seinem Buch *The Selfish Gene* (dt. *Das egoistische Gen*) von 1976 erlangte er weltweite Aufmerksamkeit, weil darin die neuartige soziobiologische These vorgebracht

»In vielerlei Hinsicht lassen sich Internetmeme als (post-)moderne Folklore betrachten, bei der gemeinsame Normen und Werte durch Kulturartefakte wie mit Photoshop bearbeitete Bilder oder urbane Mythen konstruiert werden. [...] Er [der Memebegriff; N.W.] verkörpert den Kern des sogenannten Web-2.0-Zeitalters.«

Limor Shifman: *Meme*, Berlin 2014.

wurde, daß es sich bei den Genen um die tatsächlichen Objekte der evolutionären Selektion handele. Zum Verständnis: Seit Darwin wurde dieser Status gemeinhin den Arten (»Arterhaltung« usf.) zugeschrieben. Im Laufe des 20. Jahrhunderts fokussierte die Wissenschaft mehr und mehr die Individuen und ihren jeweiligen Überlebenskampf, weshalb Dawkins' These wenig mehr als ein radikales Weiterdenken darstellte: Da sich Individuen durch sexuelle Fortpflanzung nicht vollständig replizieren, sondern nur einen relativ kleinen Teil ihres Chromosomensatzes weitergeben können, liegt die Vermutung nicht fern, daß in Wahrheit die Gene selbst miteinander im Wettbewerb der *Fitness* stehen. Die Organismen selbst sind nach dieser Interpretation nicht viel mehr als »Überlebensmaschinen« und »Vehikel«, die die Gene auf dem Weg aus der Ursuppe heraus um sich selbst aufzubauen begannen, um ihre Vermehrungschancen zu erhöhen. Das aber läßt im Umkehrschluß die Frage zu, wieviel Willensfreiheit dem einzelnen Individuum noch verbleibe, wenn seine Gene unablässig auf ihre eigene Reproduktion »hinarbeiten« (was natürlich nur ein anschauliches Bild ist, da Gene weder Absichten noch Gefühle haben – Dawkins selbst nennt sie »blinde Replikatoren ohne Bewußtsein«). Zur Untermauerung seiner soziobiologischen These bemühte sich Dawkins im gleichen Werk, auch das Zusammenwirken der Menschen in einen evolutionären Zusammenhang zu stellen: Analog zu den Genen als kleinsten Trägern der Erbinformation seien kleinste Bewußtseinsinhalte vorstellbar, etwa einzelne Gedanken oder Emotionen, die ebenso im Replikationswettbewerb stünden und demnach mit den üblichen Theorien im Sinne einer soziokulturellen Evolution beschrieben werden könnten.

Als Namen für die hypothetische neue Einheit schlug Dawkins in Anlehnung an das griechische *Mimema* für »Nachgemachtes« *Meme/Memes* als Analogon zum biologischen *Gene/Genes* vor; die Einhaltung dieser klanglichen Entsprechung gebietet hierzulande die Benutzung des hölzernen deutschen »Mem«/»Meme« gegenüber »Gen«/»Gene«. Bemerkenswert ist, daß in Deutschland bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein sehr ähnlicher Begriff für kulturelle Evolution im Sinne der damals aktuellen Theorie eines organischen Gedächtnisses geprägt worden war: 1904 griff der Evolutionsbiologe Richard Semon einen Vortrag des Physiologen Ewald Hering auf (»Über das Gedächtnis als allgemeine Funktion der organisierten Materie«, 1870) und entwickelte dessen Gedanken in seinem eigenen Werk *Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens* (vom griechischen *Mneme* für »Erinnerung«) weiter. In diese Kategorie fielen demnach kulturelle Artefakte wie Kleidermoden, bekannte Melodien oder Schlagworte ebenso wie abstrakte Überzeugungen, etwa politische Ideologien und der Gottesglaube. Die Meme entstehen als einzelne Bewußtseinsinhalte, sobald »das menschliche Nervensystem auf eine Erfahrung reagiert« (Mihály Csíkszentmihályi), und ununterbrochen kämpfen unzählige von ihnen innerhalb des »Memepools« um Ausbreitung, also um die Aufmerksamkeit anderer Menschen, ihrer potentiellen Wirte und Vektoren – so nennt man in der Biologie und Gentechnik Transportvehikel, oft die Überträger von Krankheiten. Den Vorteil haben dabei solche Meme, die dem soziokulturellen Umfeld angepaßt sind. So wie einzelne Gene zueinander in Wechselwirkung treten können, gibt es sogenannte »koadaptive Memkomplexe« (später zu »Memplexe« verkürzt), die gemeinsam reproduziert werden und sich intern verstärken. »Demokratie« läßt sich beispielsweise als ein solcher Memplex beschreiben, bestehend aus Submemplexen wie »freie Wahlen« oder »Meinungsfreiheit«, die sich wiederum in einzelne Meme zerlegen lassen. Die Schwierigkeit einer genauen Definition des hochkomplexen und gleichzeitig assoziativen Untersuchungsgegenstands zeigt sich bereits darin, daß der Begriff Mem in diesem Sinne sowie als erfolgreiche Imitation der deutschen terminologischen »Vorarbeit« – die Dawkins nicht bekannt war – selbst ein Mem darstellt, das sich gegen andere Modelle kulturellen Wandels zu behaupten hat.

Es überrascht daher nicht, daß innerhalb des etablierten wissenschaftlichen Diskurses als soziokulturellem Umfeld anfangs niemand so recht etwas mit dem neuen Kommunikationskonzept anzufangen wußte. Der Fortbestand des Membegriffs war der zugrundeliegenden biologistischen Definition nach, die sich im einfachen Satz »If it doesn't spread, it's dead« (dt. Wenn es sich nicht ausbreitet, ist es tot) zusammenfassen läßt,

»Wenn ein Wissenschaftler einen guten Gedanken hört oder liest, so gibt er ihn an seine Kollegen und Studenten weiter. Er erwähnt ihn in seinen Veröffentlichungen und Vorlesungen. Findet der Gedanke neue Anhänger, so kann man sagen, daß er sich vermehrt, indem er sich von einem Gehirn zum anderen ausbreitet.«

Richard Dawkins:  
*Das egoistische Gen*,  
Berlin, Heidelberg u.  
New York 1978.

»Wenn ein Mem die Aufmerksamkeit eines menschlichen Gehirns in Anspruch nehmen will, so muß es dies auf Kosten »rivalisierender« Meme tun. Andere Güter, um die Meme konkurrieren, sind Sendezeit in Rundfunk und Fernsehen, Raum auf Anschlagetafeln und in Zeitungsspalten sowie Platz in Bücherregalen.«

Richard Dawkins:  
*Das egoistische Gen*.



Ereignis (Studentenproteste) wirft Bild ab (Polizist versprüht Pfeffer), daraus wird mit keckem Spruch ein Mem («Alles ok, ich gieße nur meine Hippies»), das dann im weiteren Verlauf neu abgemischt wird (aus Pfefferspray wird Flammenwerfer).

»Die Triebkraft, die hinter allem steht, was passiert, ist die Macht der Replikation.«

Susan Blackmore: *Die Macht der Meme*, Heidelberg 2000.

mehr als fraglich. Erst nach einem knappen Jahrzehnt kam Leben in die Theorie, maßgeblich angestoßen durch wissenschaftliche Kolumnen des US-Kognitionswissenschaftlers Douglas R. Hofstadter, die 1985 gesammelt unter dem Titel *Metamagical The- mas. Questing for the Essence of Mind and Pattern* erschienen. »Memetik« und »Memetiker« etablierten sich analog zu Genetik und Genetiker, und der fachbereichsübergreifende Anspruch des Denkgebäudes zog allmählich Wissenschaftler verschiedenster Hintergründe an. Den endgültigen Durchbruch im Sinne einer schlagartig erhöhten Aufmerksamkeit (und somit memetischen Verbreitung) schaffte die Memtheorie jedoch erst durch Publikationen außerhalb des akademischen Betriebs, die den Charakter des Replikators als unheimliche Steuerungsinstanz des menschlichen Bewußtseins überbetonten: *Virus of the Mind* («Virus des Geistes») von Richard Brodie, dem Entwickler von Microsoft Word, und *Thought Contagion* («Gedankliche Ansteckung») des Mathematikers Aaron Lynch erschienen beide 1996 und beschäftigten sich insbesondere mit irrationalen Kulturbestandteilen wie Ideologien und Religionen, also ganzen Memplexen, die sich durch kommunikative Ansteckung innerhalb einer Gesellschaft auszubreiten schienen. Diese Vorstellung von Sprache als Virus fand sich in der Belletristik schon bedeutend früher, so in den frühen 1960er Jahren beim bekannten Beat-Autoren William S. Burroughs; der Einzug der Meme in die Popkultur, die doch nach eigenem Anspruch erst aus ihnen selbst hervorgehen sollte, verschaffte den mit ihnen befaßten Memetikern ungeahnten Aufwind.

Passend zur allgemeinen Verbreitung des Internets erschien von 1997 bis 2005 die Onlinepublikation *Journal of Memetics* mit dem Untertitel »Evolutionäre Modelle der Informationsübertragung«, die zur zentralen Debattenplattform der internationalen Memforscher wurde. 1999 veröffentlichte die britische Psychologin Susan Blackmore ihr von Richard Dawkins sehr gelobtes Buch *The Meme Machine* (dt. *Die Macht der Meme*), das die ursprüngliche Theorie vertiefte und mit verschiedensten Phänomenen des kulturellen Mainstreams wie auch der Sprachentwicklung und menschlichen Selbstwahrnehmung in Einklang zu bringen versuchte; bei ihrem Werk dürfte es sich um die einflußreichste, aber auch umstrittenste Arbeit zum Thema handeln.

Vom akademischen Diskurs zurück in die Tiefen des Internets: Was bleibt von den gelehrten Spekulationen über kommunikativ verbreitete Informationsreplikatoren angesichts ungezählter Hitler-Filmschnipsel mit absurden Untertiteln, zum rassistischen Haßsymbol erklärten Comicfröschen («Pepe the Frog») und Albernheiten wie dem »Harlem Shake« oder der »Ice Bucket Challenge«? Wer mit den berühmtesten Worten des US-Republikaners Rick Wilson, der damit selbst zu einem Mem wurde, davon ausgeht, es handle sich bei den Urhebern solcher Inhalte um »meist kinderlose, alleinstehende Männer, die zu japanischen Zeichentrickfilmen masturbieren«, der irrt sich gründlich. Die ursprünglich relativ harmlosen Internetmeme, angefangen mit den simple Emotionen ausdrückenden »Rage faces« bis hin zur Geopolitik- und Geschichtssatire der »Countryballs«, haben im US-Präsidentenwahlkampf des vergangenen Jahrs ihre »Unschuld« als reine Spaßveranstaltung verloren. Ebenso werden sie längst nicht mehr von stereotypen Nerds und Kellerkindern gefertigt, die sich nie von ihren Computern und Smartphones zu lösen scheinen – die Politik hat einer auf Ironie und Anspielungen gründenden Szene einen Hauch von Ernst verliehen. Wenn heutzutage



Richard Spencer vom National Policy Institute oder andere zentrale Vertreter der *AltRight* augenzwinkernd davon sprechen, sie hätten Präsident Trump »in die Wirklichkeit gememt«, dann läßt sich das vor dem oben ausgebreiteten theoretischen Hintergrund durchaus nachvollziehen. Die zahllosen Bilder und sonstigen Meme etwa, die Trump vor der Wahl als Gottimperator oder glorreichen Heerführer darstellten, schafften demnach bei ihren »Wirten« einen Grundeindruck von Trump als allegorischer Herrscher- und Vaterfigur, nicht viel anders als der britische Skandaljournalist Milo Yiannopoulos, der – mit seiner eigenen Homosexualität spielend – von Trump kokett als »Daddy« sprach.

Wesentliche Kennzeichen der Internetmeme unserer Zeit, ob nun politisch oder nicht, sind der schlüssigen Analyse Limor Shifmans zufolge Varianz, Nachahmung und Nutzerbeteiligung. Das erste Kriterium unterscheidet Meme von in ihrer Verbreitung ähnlichen »viralen« Inhalten, etwa Enthüllungsnachrichten oder beliebten Werbevideos: Beide verbreiten sich entlang der nicht linearen, sondern – um dem Poststrukturalismus einen passenden Begriff zu entlehnen – »rhizomatischen«, undurchschaubar verworrenen und hierarchielos verknüpften Kommunikationsstrukturen des Internets. Doch während sich die *Virals* nur betrachten und weiterverbreiten lassen, laden die Meme ihrem Namen gemäß zur Nachahmung und Abwandlung ein. Das schafft neben dem Buhlen um die Aufmerksamkeit der Nutzer einen Wettbewerb um die Deutungshoheit, da sich Meme auch kapern lassen: So wurde das eingangs erwähnte Mem mit Burkaträgerin und Transvestit ganz bewußt auch von Liberalen weiterverbreitet, die dazu erklärten: »Toleranz und öffentlicher Personennahverkehr – ja, genau das wollen wir!« Empirisch zeigt sich jedoch bisher eine bemerkenswerte Talentlosigkeit der politischen Linken bei der Schaffung neuer Meme. Erklärbar ist das mit einem Mangel an Selbstironie und Kreativität (bestes Beispiel sind die halbherzigen Versuche, beliebte Donald-Trump-Meme eins zu eins auf den SPD-Kanzlerkandidaten Martin Schulz zu übertragen) sowie vor allem fehlender Angriffslust. Dazu gehört vor allem, Online-Verbalattacken des politischen Gegners nicht auszuweichen, sondern voll in sie hineinzulaufen und immer noch eins draufzulegen – eine an das *Culture jamming* der anarchistischen Gegenkultur angelehnte Taktik der Kommunikationsguerilla. So wird maximale Aufmerksamkeit sichergestellt und häufig das eine oder andere neue Mem »geboren«. Was in den USA den Memplex der *Edginess*, also ungefähr »Grenzwertigkeit«, bildet, ist ein Wille zur Kontroverse und Geschmacklosigkeit, der in der Bundesrepublik aufgrund geltender Strafgesetze größtenteils nicht replizierbar ist.

Vielleicht braucht es das auch gar nicht. Einer gedeihlichen politischen Memetik sind auch im deutschsprachigen Raum theoretisch keinerlei Grenzen gesetzt. Es gibt jedoch zwei Bedingungen: Die *Conditio sine qua non* ist eine unvoreingenommene Herangehensweise. Weder sollte man die auf den ersten Blick meist kryptischen, weil voraussetzungsreichen Meme voreilig als Kindereien oder bloßes Spiel abtun, noch darf stur entlang der erfolgreichen US-Vorbilder gearbeitet werden. Zur Erinnerung: Ein Mem muß dem soziokulturellen Umfeld angepaßt sein und Abwandlungen ermöglichen, um erfolgreich zu sein. Zweitens bedarf es einer Schärfung des Gespürs für Bilder, Texte usw., die sich »memen« lassen. Ein griffiges Beispiel findet sich direkt vor der Haustür: Seine umfassende Reportage über Götz Kubitschek im *Spiegel* 51/2016 übertitelte Tobias Rapp (oder die Redaktion) mit »Der dunkle Ritter«. Das ist nicht einmal eine Steilvorlage, es ist bereits ein komplettes Mem, das nur noch der Einspeisung in den unendlichen Diskurs des Internets bedarf und dort übrigens wiederum international anschlussfähig wäre, ist doch der ikonische Wert der Comicfigur »Batman«, des popkulturellen »dunklen Ritters«, schon mehrmals in der amerikanischen *AltRight* rege diskutiert worden. Es braucht nur den Willen, aus der altbekannteren Lethargie und dem Jammern über schlechte Presse herauszukommen, um die vom politischen Gegner in die Welt gesetzten Schlagworte und Inhalte »umzudrehen«, emotional neu aufzuladen und zum eigenen Vorteil einzusetzen. Dazu braucht es wenig Zeitaufwand: Die wesentliche Funktion der sozialen Netzwerke des Web 2.0 ist das »(Mit-)Teilen«, und so reicht es vollkommen, ein neues Mem gut sichtbar zu plazieren und den Replikatoren ihren Lauf zu lassen. Kreative, ans Werk! ■

»In einem Rhizom gibt es keine Punkte oder Positionen wie etwa in einer Struktur, einem Baum oder einer Wurzel. Es gibt nichts als Linien.«

Gilles Deleuze u. Felix Guattari: *Rhizom*, Berlin 1977.

»Der Höhepunkt des *Trollings* [gegen das o.g. Projekt »He Will Not Divide Us; N.W.] ereignete sich bereits wenige Tage nach Beginn des Projekts, als sich Rechte halbnackt zu einem Flashmob vor der Kamera versammelten, tanzten und dabei Milch in rauen Mengen tranken. Warum Milch? Einfach so. Doch als Linke krude Erklärungsmuster zu entwerfen begannen, lancierte die *AltRight* die Ente, Milch sei ein Symbol der weißen Rasse, weil andere Rassen lactoseintolerant seien. Daraufhin überschlugen sich linke Seiten.«

Patrick Behringer: »Rechter Dada«; sezession.de vom 25. Februar 2017.

Literaturhinweise:

Robert Auger (Hrsg.): *Darwinizing Culture. The Status of Memetics as a Science*, Oxford 2000;

Susan Blackmore: *Die Macht der Meme oder Die Evolution von Kultur und Geist*, Heidelberg 2000;

Rolf Breitenstein: *Memetik und Ökonomie. Wie die Meme Märkte und Organisationen bestimmen*, Münster 2002;

Richard Dawkins: *Das egoistische Gen*, Berlin, Heidelberg u. New York 1978;

Limor Shifman: *Meme. Kunst, Kultur und Politik im digitalen Zeitalter*, Berlin 2014.

## Glossarium für den Psychokrieg

von Caroline Sommerfeld

Es gibt einen Psychokrieg zwischen Linken und Rechten, dem wir nicht entgehen können. Alle Bemühungen um einen »rationalen politischen Dialog« sind auf einer irrationalen, tieferen Schicht der Auseinandersetzung unterminiert. Unterminiert von kommunikativen Spielchen, die den Gegner erledigen sollen. Die Rechten halten die Linken für dumm, die Linken halten die Rechten für böse. Wer es mit Linken zu tun hat, sei es auf der politischen Bühne, im Arbeitsleben, in der Familie oder gar innerhalb einer Beziehung, gewinnt irgendwann den Eindruck, daß die Bösartigkeit eher links angesiedelt ist. Es ist nicht das finstere, abgeklärte, schonungslose Böse der Rechten, sondern ein verstecktes, sich menschenfreundlich und dialogbereit gebendes Böses. Leicht gerät man in die erdrückende Umarmung, wenn man nicht annimmt, daß sie eine Waffe im Psychokrieg ist, sondern sie für authentisch hält. Baltasar Gracián hat im 17. Jahrhundert Maximen für den weltklugen Mann im Krieg gegen das Böse (*Militia contra malicia*) ausgegeben: »Aber die beobachtende Schlaueit ist auf ihrem Posten, strengt ihren Scharfblick an und entdeckt die in Licht gehüllte Finsternis: sie entziffert jenes Vorhaben, welches je aufrichtiger, desto trügerischer war.« (*Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit*). Heute können wir solche Maximen aus der amerikanischen Psychologie, aus Ratgebern für Töchter narzißtisch gestörter Mütter, von Dating- und Männerseiten, antifeministischen und *AltRight*-Blogs nehmen oder von Donald Trump selbst lernen. Längst sind es nämlich keine speziellen therapeutischen Fachbegriffe mehr oder Handwerkszeuge erfolgversprechender Kommunikationstrainer, sondern: von der amerikanischen *AltRight* lernen heißt siegen lernen. Hilft nichts fürs deutsche Eigene, das müssen wir schon selbst finden und verteidigen, hilft aber viel beim Zusammenstoß mit der globalisierten Linken. Sieben überlebenswichtige englischsprachige Begriffe enthält mein Glossarium für diesen Psychokrieg, übersetzt, erklärt und an typischen Beispielen illustriert.

### Agree and amplify

Linken Irrsinn erkennt man meist schnell. Ihn mit faktenbasierten Argumenten zu widerle-

gen, ist zum Scheitern verurteilt, weil irrsinnige Behauptungen mit den Mitteln der rationalen Widerlegung nicht zu fassen sind. Am besten stimme man also dem Gesprächspartner zu, so daß er sich »wirklich gehört fühlt«, und dann übertreibe man seine Aussage bis ins Grenzenlose. Diese Strategie zielt darauf, linke Absurditäten zu übernehmen und dann auf den Punkt zuzutreiben, wo plötzlich für jedermann sichtbar wird: Das ist doch absurd! *Agree and amplify* (zustimmen und übertreiben) ist mehr als die klassisch-rhetorische *Reductio ad absurdum*, weil es eben die emotionale Erpressung mit *ad absurdum* führt.

A: »Es ist ein Gebot der christlichen Nächstenliebe, alle Asylsuchenden aufzunehmen, ohne Grenzen im Kopf und im Herzen. Du mußt doch einsehen, daß wir alle Menschen sind! Stell' dir vor, du mußt mit deiner Familie flüchten!«

B: »Oh je. Es gibt so viele erschütternde Einzelschicksale in Syrien, Afghanistan, dem Irak und in ganz Afrika, alles Menschen, die wir aufnehmen müssen. Sie leben unter viel schlechteren Bedingungen, das ist doch ungerecht. Eine Million Syrer allein, dazu die Million Afghanen, Iraker, die Milliarde Afrikaner, alle müssen in Deutschland Asyl finden, das sind wir ihnen schuldig. Daß dabei dann Deutschland verschwindet, ist das eigentlich Christliche. Auf uns kommt's ja sowieso nicht an.«

### Cuck/Uncucking

Der *Cuck* (von *Cuckold*) ist der Feigling, der Hahnrei, der gehörnte Gatte, er gehört in die Rubrik »Warum haben linke Männer keine Eier?« (*Welt*). Ein *Cuck* schaut auch erstaunlich oft so aus: ganzkörperlieb, etwas ungeschickt, nett, Brille, Halbglätze, Kumpeltyp. Richtig alternative Attribute wie den Herrendutt, Goaklamotten oder Latschen hat er gar nicht nötig, dazu wäre er sogar zu feige. Denn der *Cuck* kann auch *cuckservative* sein, er gibt sich so lange durchaus mal markig rechts, bis es darauf ankommt, Position zu beziehen. Dann kneift er den Schwanz ein, ist lieber »liberalkonservativ« und signalisiert dem politischen Gegner seine Gutartigkeit (→ *Virtue signalling*), un-



ter anderem dadurch, daß er auf Leute eintritt, die rechts von ihm stehen.

Ein am Nebentisch belauschter *Cuck* sagte zu seiner weiblichen Begleitung: »Also ich find' ja Sexismus nicht gut, wär' total schlimm für mich als Mann, wenn mich eine Frau sexistisch fände.« Frauen finden *Cucks* notwendig unattraktiv, idiotischerweise glauben diese jedoch, durch ranschmeißerisches Getue bei ihnen besonders zu punkten. Männliche Feministen und Feministinnengatten sind mit Gewißheit *Cucks*, das flamboyant Unmännliche ist charakteristisch.

*Cucks* sind oft äußerst gefährliche Gesprächspartner und verfügen über das gesamte Arsenal linker Psychotechniken: Projektion eigener Probleme auf den Gegenüber (»Du kannst das nicht trennen!«), passive Aggression (»Also ich kann ja damit umgehen, hier so angegriffen zu werden«), Tugendterror, →*Virtue signalling*, →*Gaslighting*, Emotionalisieren (Hannes Stein: »Trump hat gesiegt. Unser Sohn, unser Sohn, sagte ich weinend zu meiner Frau und hielt meine Hände über ihn«), Kontaminieren von nicht zusammengehörigen Themen, →*Derailing*).

Es gibt Chancen, daß sich der *Cuckservative* nach einigen Realitätserfahrungen allmählich *uncucked*, nämlich wenn er konkret herausgefordert wird, ein Mann zu sein, der zu seinem Wort, seinem Volk, seinem Geschlecht steht. Einen passiv-aggressiven *Cuck* von der Gutmenschenorte aufzufordern, sich endlich mal zu *uncucken*, ist nur rhetorisch gemeint.

## Derailing

Entgleisungsmanöver (*Derailings*) sind volle Absicht, z.B. unvermittelt ein anderes Thema anzuschneiden, das Thema des Gegenübers als »hier nicht das Thema« hinzustellen, die Rede-weise oder psychische Verfaßtheit des Gegenübers zu thematisieren, kurzum: auf einer Metaebene die Gesprächsschienen (*Rails*) zu manipulieren. *Derailing* ist im Gegensatz zum →*Gaslighting* eine Gesprächsführungs-, keine echte Psychotechnik. Deswegen ist es (durchschaut man in einem Gespräch das *Derailing*) leicht möglich, es explizit zu machen und damit zu verderben, etwa so:

»He, du lenkst jetzt ab!« oder: »Das ist sehr wohl das Thema, darüber will ich hier und jetzt sprechen« oder: »Ich habe kein emotionales Problem, sondern sehe es ganz sachlich« oder: »Trennen wir zwischen dem Entstehungszusammenhang meiner Aussagen – ja, ich bin ein weißer Mann – und dem Geltungszusammenhang, für den diese Tatsache keine Rolle spielt.«

Klassisch fühlen sich Linke selbst als Opfer rechter, männlicher, strategischer Entgleisungsmanöver. Das liegt daran, daß sie durch die Bank effeminierte Männer oder ohnehin Frauen sind. Aber in Wirklichkeit sind sie es, die Dialoge entgleisen lassen. *Derailing* findet meist dann statt, wenn man es mit einem Typus von Linken zu tun hat, der sich als minderwertig empfindet (»ausgegrenzte Minderheit ohne Stimme

in dieser Gesellschaft«) oder demonstrativ für Minoritäten eintritt (→*Virtue signalling*). Solche Linke haben aus der Gendertheorie und verwandten Minderheiten-Studienfächern (*Critical whiteness; Queer, Postcolonial etc. studies*) gelernt, daß Herrschaft ein Diskursphänomen ist: diskriminierende Sprache übt Gewalt aus. Durch *Derailing* holen sie sich diese Gewalt zurück und knallen dem Gesprächspartner seine »Privilegien« um die Ohren. Wer mit Fakten argumentiere, reflektiere seine Herrschaftsposition dabei nicht und lenke davon ab. Der Ruf »Derailing!« funktioniert aus der Benachteiligtenperspektive als Killerargument gegenüber dem »männlichen« oder »privilegierten« Argument. Diese Strategie nun wiederum als *Derailing* zu erkennen, als schlichte Projektion des eigenen Verfahrens auf den anderen, versetzt in die Lage, es zu thematisieren. Damit ist *Derailing* zumindest für diese Diskussion tot. Es ist nämlich auf dem Niveau Rumpelstilzchens anzusiedeln: Man nennt seinen Namen, und es fährt wutentbrannt in den Boden.

## Frame/Reframing

Die Metapher *Frame* (Rahmen) geht davon aus, daß Weltwahrnehmung immer vorgegeben sei durch die Rahmen, die unseren Blick begrenzen. Begriffsrahmen erzeugen einen eingegengten Blick, den man von allein nicht verlassen kann. Der Blick von Linken auf Rechte beinhaltet eine ganze Menge voll funktionsfähiger *Frames*, z.B. die Zentralperspektive auf den Nationalsozialismus, »einfache Lösungen für komplexe Probleme« zu haben, der »autoritäre Charakter« der Rechten, »Populismus«, »Rassismus«, »völkische« Reinheitsphantasien usw.

Man kann niemandem sein *Frame* ausreden, weil derjenige es einfach hat, ohne es zu kennen. Er würde gar nicht verstehen, was Metakritik überhaupt soll, ja würde sie in sein *Frame* einbinden: »Aha, du hast also was dagegen, daß ich das »rassistisch« nenne, kein Wunder, du Rassist!« Das Falscheste, was man gegen einen linken *frame*basierten Vorwurf tun kann, ist, sich zu rechtfertigen, warum man doch gar kein Nazi, Rassist etc. sei. Nützt gar nichts, *Frames* sind ziemlich vereinnahmend – der Gegenüber hätte gewonnen, weil man innerhalb seiner Leitmetapher strampelt.

*Reframing* ist die Gegenstrategie: das Umdeuten, Neudefinieren. Diese läuft nicht begrifflich und niemals explizit. Die Ansage »Lassen Sie mich das kurz *reframen*« läßt den Gegner tief in das eigene Arsenal hineinschauen. Nach allzu schlichtem →*Derailing* darf es auch nicht ausschauen.

Ein *profil*-Redakteur fragt nach der »Ästhetik der identitären Bewegung«, sein *Frame* ist in etwa: »faschistische Ästhetik« und »entartete Kunst«. Er fragt: »Welche Kunst und Kultur ist abzulehnen?«

Antwort: »Ästhetisch mißglückte natürlich. Das bedeutet wohlgemerkt noch lange nicht, daß man schlechte Kunst verbieten soll,

genausowenig aber sollte sie von inkompetenten Entscheidungsträgern staatlich gefördert werden. Die Frage hat übrigens mit der Aktion der IB im Audimax der Uni Wien und ihren Absichten nur sehr wenig zu tun. Der Protest richtete sich schließlich nicht gegen etwaige ästhetische Defizite des Stücks und seiner Inszenierung.«

Er fragt weiter: »Was soll mit Texten passieren, die dem widersprechen?« Antwort: »Nichts.«

Den unterstellten faschistischen *Frame* ins Leere laufen zu lassen, einen neuen Blickrahmen zu entwerfen (nämlich die politische Indienstnahme von Kunst auf seiten der Linken) und auf das Irreführende der Fragestellung hinzuweisen – das ist *Reframing*.

### Gaslighting

In der Psychologie wird es als *Gaslighting* bezeichnet, den Gegenüber systematisch in den Wahnsinn zu treiben. Diese Metapher entstammt dem gleichnamigen Film (dt. *Gaslicht*) von 1940, in dem ein Ehemann seine Frau durch Manipulation an ihrer gesamten Wirklichkeits- und Selbstwahrnehmung nach und nach ins Irrenhaus bringen will und ihre Juwelen an sich.

Meinem Gegenüber geht es darum, Vorgefallenes als Ungeschehenes zu kommunizieren (»Wieso? Es war doch gar nichts!«), meine Wahrnehmung komplett zu leugnen (»Das siehst du nur so!«), mir Persönlichkeitsveränderungen einzureden (»Irgendwie kommt es mir vor, als wenn du in letzter Zeit ...«), bis hin dazu, meine Existenz in Abrede zu stellen und nach und nach tiefe Unsicherheit zu erzeugen, ob mit mir vielleicht wirklich etwas nicht stimmt.

Die Mainstreammedien betreiben auf der politischen Ebene flächendeckendes *Gaslighting*. Abweichende Realitätswahrnehmung wird pathologisiert, diffamiert, gelehnt. Der Große Austausch wird wahlweise frenetisch begrüßt oder als inexistent dargestellt. »Probleme« mit der Abschaffung der weißen Rasse werden als psychische Probleme von Rassisten thematisiert, mit denen man sich doch bitte nicht identifizieren möge. »Was du sagst, ist doch krank, Caroline, das glaubt doch niemand außer dir, ich mach' mir echt Sorgen, wie du so abrutschen konntest.« Das ist keine Gesprächsführungstechnik mehr, sondern pure Aggression, getarnt als Freundlichkeit. *Gaslighting* ist die linkeste der linken Psychowaffen, weil sie jede Argumentationsbasis unterläuft und alles in Frage stellt.

### Shit testing

Die *Shit test theory* (etwa: Pöbelprobe) stammt aus der »Manosphere« des Internets. Angefangen hat es mit Dating- und Aufreißtips für Männer, davon ausgehend, daß Menschen biologische Wesen sind, die sich erfolgreich fortpflanzen wollen. Deshalb suchen die egoistischen Gene von Frauen zielstrebig nach Alphamännern, ganz egal, was die Gendertheorie dazu

sagt. Frauen testen Männer durch verbale Angriffe auf ihre Männlichkeit, auf ihr *Frame*, sie verhalten sich *bitchy*: zickig, anspruchsvoll, beleidigt oder beleidigend. Je nachdem, wie er reagiert – gefällig oder fordernd, wankend oder unachgiebig, verunsichert oder gelassen – wird er als Alpha oder Beta eingestuft.

Politische *Shit tests* funktionieren nach demselben Schema. Da sitzt z.B. ein Moderator auf dem Podium, der eindeutig *bitchy* ist: keine Frage ohne Unterton, ständige Angriffe auf den sozialen Status, kleine Beleidigungen *ad hominem*, hergeholte Unterstellungen. Wie beim →*Reframing*: Durch Rechtfertigungen verlieren Sie alle Punkte beim Publikum, die Sie bis dahin aufgebaut haben. Springen Sie niemals über ein Stöckchen, das man Ihnen hinhält. Akzeptieren Sie insinuirende Fragestellungen nicht. Die beste Art, mit einem *Shit test* umzugehen, ist, ihn einfach zu ignorieren. Das geht natürlich nicht immer. Wenn es nicht geht, dann stimmen Sie einfach zu und übertreiben den *Shit test* bis ins Absurde hinein (→*Agree and amplify*) oder greifen zu einer anderen Form des →*Reframings*. Beispiel: In einer Flirtsituation kommt die Frage: »Hast du schon mal die FPÖ gewählt oder daran gedacht, es zu tun?« – »Nein, die ist mir nicht rechts genug!«

### Virtue signalling

Kein Mensch stellt sich hin und sagt: »Ich bin gut«, sondern versteckt diese Botschaft in indirekten Aussagen über sein Handeln, seine Handlungsalternativen (was er Schlimmeres hätte tun können, was andere Menschen tun würden etc.) und seine moralisch hochstehenden Werte.

Tugendbotschaften abzusetzen (*Virtue signalling*) dient normalerweise der Befestigung des eigenen sozialen Status in einer Gruppe Gleichgesinnter. Die Gruppe festigt ihren moralischen Zusammenhalt als »wir Guten«, indem sie »die Bösen« definiert. Das Schema funktioniert grundsätzlich in jeder Gruppe, links wie rechts. Sich zur inneren Statusfestigung nach außen zu distanzieren, ist typisch →*Cuck*, rechte »Distanzeritis« ist ebenfalls *Virtue signalling*.

*Virtue signalling* wird spätestens dann zur erkennbaren Kriegsstrategie, wenn die Tugendhaftigkeit der Linken sie blind für Empathie macht. Offenbar fällt es so manchen besonders »guten« Linken nicht unangenehm auf, wie es wirkt, wenn die Tugendbotschaften dem Bösen direkt ins Gesicht klatschen. Der Klartext des signalisierten Guten ist ausgesprochen gehässig: Leute wie dich wollen wir nicht.

»Engagement« oder »Einsatz« zu betonen, ist eine typische Tugendbotschaft. Interessant wird es dann, wenn im selben Atemzug die Konditionen oder Konsequenzen mitgenannt werden. Die Rhetorik der »Anständigen« legt sich dadurch selber frei. Nicht mehr und nicht weniger soll dieses Glossarium befördern: die Rhetorik der »Anständigen« freizulegen und überlebenswichtige neue *Frames* für den Psychokrieg zu liefern. ■

# Das Frühjahr bei Antaios



304 S., geb., 22 €

Roger Devlin

## Sex – Macht – Utopie

»Mit Frauen ist es wie mit Politikern: Will man sie verstehen, muß man ignorieren, was sie sagen, und beobachten, was sie tun.« Der amerikanische Kulturphilosoph Roger Devlin hat ein angriffslustiges und wissenschaftlich gründliches Buch über die Verteidigung des Mannes und die Naturgesetzmäßigkeiten im Verhältnis der Geschlechter zueinander geschrieben. Der neue Feminismus mit seinem Generalangriff auf den Mann stellt die Grundlage jeder Gemeinschaft in Frage: die Familie.

Günter Scholdt

## Literarische Musterung

Warum wir Kohlhaas, Don Quijote und andere Klassiker neu lesen müssen

Keine deutsche Bühne kann Frischs *Biedermann und die Brandstifter* spielen, ohne gegen »Rechts« zu knüppeln, und wenn Gauck eine seiner Mainstream-Reden schwingt, fühlt er sich couragiert wie Galilei. Warum eigentlich? Sind die großen literarischen Figuren nicht längst zu rechten Typen geworden? Der Germanist Günter Scholdt hat dreißig Klassiker neu gelesen und gemustert.



368 S., geb., 22 €



224 S., brosch., 13 €

Ellen Kositzka

## Das war's

Diesmal mit Kindern, Küche, Kritik

Die heiter-melancholischen Wochenrückblicke Kositzkas sind legendär: Sie führen von der multikulturellen Rhein-Main-Flohmarktszene über die bockige Tristesse Sachsen-Anhalts und Dialogfundstücke vom Küchentisch in Schnellroda bis hin zu einem intensiven, rechtsintellektuellen Leben. Kositzkas Kolumne – endlich zwischen zwei Buchdeckeln!

Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)

[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

## »Leck mich, Mutter Natur!« – Neues von der Geschlechterfront

von Ellen Kositzka

Eine Art »fluides Individuum« scheint mir das Wunschbild rezenter Utopisten zu sein. Ein Paradox: Individualismus zählt heute zu den unhintergehbaren Blaupausen. Das beginnt in der frühkindlichen Erziehung (»eigene Gefühle äußern«, Neigungsgruppen im Kindergarten) und endet im hohen Alter (»selbstbestimmtes« Sterben). Aus diesem Grund besteht unsere Gesellschaft – der »Westen« – nur noch aus Segmenten. Innerhalb dieser Zersetzung haben sich aus Individuen Gruppen gebildet. Über die Charaktertypen der Individualisierung hat David Riesman in seinem Weltbestseller *The Lonely Crowd* (1950; dt. *Die einsame Masse*, Darmstadt 1956) das Wesentliche gesagt. Der Pferdefuß jedes noch so originellen Individualismus ist die Identität – genau diese gemeindet das Individuum ja wieder in Kollektive ein. Dem Kollektiven wohnt eine zähe Viskosität inne. Begreife ich mich beispielsweise als sensible, nichtweiße, heterosexuelle Frau, habe ich *volens volens* vier Gemeinden am Hals, denen ich Solidarität schuldig bin: den Frauen, den Nichtweißen, den Heten und den Sensiblen. Fluidität wäre eine passable Option! Ein populäres Präfix ist daher trans-, Bedeutung: über, hindurch, jenseits. Wir kennen die beliebten Lemmata: Transkulturation, Transgender, Transfer. »Trans« erhebt sich über die Dinge, es ist eine gewaltige universalistische Gebärde. Unsere Trans-Individuen folgen dem Gedankengebäude der grenzenlosen Fluidität: heute Türke, morgen Deutscher; heute Arbeiterkind, morgen Doktorand. Geboren als Mann, heute: Frau. Heute Heteroehe und drei Kinder, morgen schwul.

Die Auflösung aller Gewißheiten führt nun nicht zu einem fröhlichen Durcheinander all dieser fluiden Transidentitäten. Schön wär's zwar, aber da hat der Träumer seine Rechnung ohne den Menschen gemacht. Es führt zu einer Verunklarung der Fronten. Es gilt: Baue eine Front, eine Hierarchie ab – und zig neue entstehen. Besonders augenfällig geschieht dieser Umbau mit all seinen Verstrickungen im Bereich der Geschlechterpolitik. Der Geschlechterkampf nimmt wieder Fahrt auf, und das liegt nicht nur am Frühling mit dieser Vielzahl von Frauenfesten, etwa dem Internationalen Frauentag, dem »Equal Pay Day«, dem Mädchenzu-

kunftstag und dem altbackenen Muttertag, der sicher auch noch einen cooleren Namen erhalten wird. Die aktuelle *Emma* titelt »Frauenproteste weltweit« und richtet den Fokus sowohl auf Amerika und dessen populäre Töchter (Meryl Streep, Jane Fonda, Miley Cyrus und und und), die nun gemeinsam mit fünf Millionen Wutfrauen auf die feministischen Anti-Trump-Barrikaden gingen, als auch auf die Türkei, wo Erdoğan Verhütung und Abtreibung als »Verrat an der Nation« bezeichnet hat und die Damen grollen läßt. Das feministische Internetportal jezebel.com schreibt von einer gigantischen feministischen Revolte, die über Lateinamerika rolle, und in Polen protestierten 20000 Frauen gegen eine schärfere Abtreibungsgesetzgebung. (Sie hatten dazu ein ulkiges Symbol entworfen: einen Uterus, der mit einem seiner Eileiter die sogenannte Stinkefingergeste vollführt.)

Das Dauerthema Geschlechterpolitik bildet sich auch auf dem aktuellen Büchermarkt ab. Ich möchte hier die Bücher von Jack Urwin (*Boys don't cry. Identität, Gefühl und Männlichkeit*, Hamburg 2017), Andi Zeisler (*Wir waren doch mal Feministinnen. Vom Riot Grrrl zum Covergirl. Der Ausverkauf einer politischen Bewegung*, Zürich 2017) und Roger Devlin (*Sex – Macht – Utopie*, Schnellroda 2017) vorstellen. Alle drei sind jeweils symptomatisch.

Urwin ist Brite, Jahrgang 1992; er personifiziert den Menschenschlag, der von Männerrechtlern »lila Pudel« genannt wird: die Nachfolgegeneration der »Frauenversther«. Sein Buch über »toxische Männlichkeit« wird hierzulande ziemlich gehypt. Andi Zeisler ist 44 Jahre alt und als Mitbegründerin des US-amerikanischen Medienprojekts *Bitch* altgediente Feministin. In ihrem klugen Buch widmet sie sich der Frage, was es bedeutet, daß das Bekenntnis zum Feminismus in den letzten zwei, drei Jahren derart *en vogue* wurde. Roger Devlin nun ist nach eigenem Bekunden kein Frauenhasser, sondern nennt sich einen »Menschenfeind mit besonderen Augenmerk auf Frauen« – zumal die Defizite der Männer hinlänglich plakatiert seien.

Jack Urwin ist ein pummeliger Typ, dessen aufgeblähtes Machwerk man nicht recht zerreißen will. Beim Lesen des postpubertären Erusses, der aus einem vielbeachteten Artikel im



Schmuddelmagazin *Vice* entstanden ist, erwachen eher mütterliche Instinkte. Urwin trägt ein gewichtiges Trauma, das sein Buch durchzieht: Sein Papa ist früh gestorben, Herzinfarkt. Vater Urwin war weder eine Karrierebestie noch ein Testosteronhengst oder ein Pascha, aber so wirklich über Gefühle geredet hat er nicht. Und ist das nicht ein Riesenproblem? Daß Männer so »dichtmachen«? Urwin schämt sich ein wenig dafür, »Gender« in seinem Buch aus der »binärgeschlechtlichen« Perspektive zu beleuchten. Als gäbe es das (also: Mann und Frau) im Ernst! Sein Jubel gilt der Erfindung der Milchersatznahrung, da sie Männern erlaubte, zur Hauptbezugsperson des Säuglings zu werden. Textprobe, durchaus repräsentativ: »Ist euch klar, wie verdammt geil das ist? Leck mich, Mutter Natur, du bist eh nicht meine richtige Mama!« Man muß betonen, daß hier kein auf Streit gebürsteter Kerl schreibt, sondern ein armer Junge, der auf den Durchbruch von »genderneutraler Babykleidung« hofft und darauf, daß mit dem Schwinden von »Ländern, Grenzen, Kriegen« endlich das Konzept von Männlichkeit *passé* sei. Die (nun auch in Deutschland sich durchsetzende) Regel »Nein heißt nein« im Zweifelsfall sexueller Annäherung reicht Urwin natürlich nicht aus. Auch nicht ein »Ja« als Einverständnis. Intimitäten sollen nur dann als einvernehmlich gelten dürfen, wenn eine »enthusiastische Zustimmung« vorlag. Jack bietet seinen Leser\*innen an, daß sie ihn gern »per Tweet um schlüssige Argumente bitten« können. Der transparente Mann, *voilà!*

Frau Zeisler nun ist mit allen Wassern der feministischen Theorie und Praxis gewaschen, und ihr Buch liest sich ulkigerweise viel weniger amerikanisch als das ihres jungen Kollegen. Sie stellt fest: Nicht erst seit Barack Obamas umjubelten Statement (»This is what a feminist looks like«, 2016) ist der Feminismus markttauglich geworden. Zeisler subsumiert die vielfachen Bekenntnisse zum Feministischsein unter Begriffen wie Markt-, Wohlühl- und Hochglanzfe-

minismus. Großartig ist vor allem das erste der neun Kapitel ihres pinkrosa Buchs: Wie der neugeborene Feminismus bereits vor hundert Jahren in den Fokus der Werbefachleute rückte. Wie durch Konsumprodukte (etwa: die Zigarette als Schlüsselement der Emanzipation) die Ikonographie der »neuen Frau« betrieben wurde! Wie der Feminismus umgekehrt diese merkantilen Denkgewohnheiten übernommen hat! Es gibt dafür sogar einen Fachbegriff und einen Hashtag: #femvertising. Auch Zeislers Auge für Details ist bestechend. Nehmen wir das populäre *Twerking* (dt. »Powackeln«) – heute zur feministischen Selbstermächtigungsgeste geworden! Oder das Stichwort *Spanx*: Ganz Hollywood trägt diese »figurkorrigierende« Unterwäsche, die Erfinderin ist Milliardärin, alles Feministinnen! Zeisler zitiert: »Das ist feministisch, weil wir sagen, daß es feministisch ist.«

Und nun Devlin, ein pseudonymer Gelehrter aus den USA, Philosoph, Dissertation über Alexandre Kojève. Er wäscht uns, die wir doch alle längst unter der Hand feministisch korrumpiert sind, gründlich den Kopf. Das ist keine Hirnwäsche, nein, er spült da was frei! Wir haben hier neun Aufsätze und ein kundiges Nachwort (sowie überaus hilfreiche, weiterführende Verfußnotung) von Übersetzer Nils Wegner. Devlin liefert gleichsam ein antifeministisches *Vademecum*, kalt und zornlos. Besonders eindrücklich: seine Einführung des Begriffs der Hypergamie, die weibliche Art der Polygamie betreffend: »Frauen wollen Hengste – um sie zu kastrieren.« Devlin ist kein frustrierter Hagestolz, sondern ein überaus wacher Beobachter, der genau weiß, daß konservative Tugendwünsche unzeitgemäß wären. Welchen Sinn hätte es, das Stalltor zu verriegeln, nachdem das Pferd ausgerissen ist? All die Debatten, die in Deutschland erst anbränden (*Date rape*, *Lipstick-Feminismus*) kennt Devlin aus dem Effeft. Mit Frauen, sagt Devlin, sei es »wie mit Politikern: Wenn man sie verstehen will, muß man ignorieren, was sie sagen, und beobachten, was sie tun.« ■



## Fällungen, Neuverbindungen: AltRight im Wandel

von Nils Wegner

Seit der Wahl Donald J. Trumps zum 45. Präsident der Vereinigten Staaten am 8. November 2016 hat sich für die außerparlamentarische US-Rechte, die sich weitestgehend unter dem Dachbegriff *AltRight* versammelt (vgl. *Sezession* 69), viel geändert. Nicht nur ist mit Stephen Bannon nun jemand oberster Präsidentenberater, der der »Bewegung« nicht gänzlich ablehnend gegenübersteht; nicht nur sehen sich die alternativen Rechten in ihrer scharfen Ablehnung des politisch-medialen Establishments und der illegalen Einwanderung durch die ersten Handlungen und Erlasse Trumps seit seiner Amtseinführung am 20. Januar 2017 bestätigt; nicht nur scheint sich das *Overtone window* des öffentlich Sagbaren tatsächlich verschoben oder weiter geöffnet zu haben. Der Dammbrechereffekt des Wahlergebnisses, das die *AltRight* halbironisch mit Methoden der Informationsguerrilla herbeigeführt zu haben behauptet, hat zusammen mit dem enorm gestiegenen Medieninteresse auch zu Wandlungen innerhalb der lose zusammenhängenden »Bewegung« selbst geführt.

Die nachhaltigste Wirkung hatten dabei zwei Affären, die zu regelrechten Schismata führten. Den Anfang machte »Hailgate«, ein Vorfall während der Konferenz des National Policy Institute (NPI) in Washington, D.C. am 19. November 2016. Institutspräsident Richard Spencer beendete seine Abschlusssrede über die »neue Normalität«, für die man kämpfe, vor den unbemerkt noch laufenden Kameras des Nachrichtenportals *The Atlantic* mit den Worten »Hail Trump. Hail our people. Hail victory.«, und eine Handvoll der über 200 Gäste antworteten darauf mit dem (in den USA nicht strafbewehrten) römischen Gruß. Die von den *Atlantic*-Mitarbeitern umgehend ins Internet gestellten Aufnahmen sorgten für einen internationalen Medienaufruhr und rangen selbst Donald Trump die Aussage ab, er wolle derartigen Gruppen keinen Vorschub leisten. Richard Spencer selbst erklärte seine Worte mit der ausgelassenen, überschwenglichen Stimmung auf der Konferenz und der allgemeinen Hochstimmung über den Wahlsieg Trumps; die ironische Übertreibung der Szene sei offensichtlich und eine Entschuldigung deshalb überflüssig. Etliche seiner Weggefährten sahen das an-

ders: Während etwa Jared Taylor, Kopf des Magazins *American Renaissance* und lange Zeit eine Art Mentor Spencers, das Vorkommnis als »schreckliches, schreckliches Pech« bezeichnete und vorsichtig auf Distanz ging, sprangen etliche Trittbrettfahrer der *AltRight* sofort öffentlichkeitswirksam von Bord: Der Autor von Persönlichkeitsratgebern Mike Cernovich etwa sowie Paul Joseph Watson vom verschwörungstheoretischen Nachrichtendienst *Infowars/PrisonPlanet* monologisierten tagelang auf Twitter darüber, daß sie noch nie in einem Boot mit Spencer gegessen hätten und dieser sehr wahrscheinlich ohnehin ein behördlicher Lockspitzel zur Diskreditierung der »Bewegung« sei. Diese »Bewegung« selbst aber nahm das Skandalchen großteils mit einem Achselzucken zur Kenntnis oder schlug sich auf die Seite des Angegriffenen. Gemünzt auf Cernovich, Watson und andere »Renegaten« hat sich seitdem die sarkastische Wendung *AltLight* etabliert – die Bruchlinie verläuft (von rein kommerziellen Interessen einmal abgesehen) zwischen einem *Civic nationalism*, der den Bürger auf das Vaterland verpflichten will und dem auch Trump selbst zugeordnet wird, und dem streng an Volksgruppen orientierten *Ethnic nationalism*.

»Hailgate« brachte also neben großem medialen Druck einige Distanzierungen und die häufig wiederholte (nicht eingetretene) Prognose, daß durch den Vorfall die »Marke« *AltRight* faktisch erledigt sei und es nur noch darum gehe, die US-Republikaner wieder zu einer echt rechtskonservativen Partei zu machen. Auf der positiven Seite hatte die Affäre nicht nur den Effekt einer Klärung der Fronten innerhalb der ständig um ihre eigene Ausrichtung streitenden »Bewegung«: Zusätzlich führten die NPI-Konferenz und ihr Nachspiel Richard Spencer und Jason Reza Jorjani zusammen, den Geschäftsführer des US-Zweigs des »antimodernistischen« Arktos-Verlags aus Schweden, der einer der Redner in Washington gewesen war und aufgrund der Berichterstattung massivem Druck seines akademischen Umfelds ausgesetzt war. Die beiden Publizisten antworteten auf den politisch korrekten Beschuß mit einem Schulterklapp und starteten am 16. Januar die Internetplattform *altright.com*, die sich der Zusammenfüh-

rung der besten Köpfe und Autoren der *AltRight* und europäischen Neuen Rechten verschrieben hat. Das Projekt ruht gleichermaßen auf den Schultern Spencers (NPI, *Radix*-Netzmagazin und Verlag Washington Summit Publishers), des Arktos-Verlags und des ebenfalls schwedischen Multimediaportals Red Ice, das insbesondere für Internet-Livestreams von rechten Großveranstaltungen verantwortlich zeichnet.

Das zweite Ereignis versetzte der *AltLight* einen harten Schlag: Deren Aushängeschild Milo Yiannopoulos, Star in den sozialen Medien und Redakteur des alternativen Nachrichtenportals *Breitbart* (vgl. *Sezession* 75), wurde mit dem Vorwurf der Rechtfertigung sexuellen Kindesmißbrauchs öffentlichkeitswirksam versenkt. Am 19. Februar veröffentlichte ein der Republikanischen Partei zugeordneter Twitter-Account namens »The Reagan Battalion« Auszüge eines zu Jahresbeginn aufgezeichneten Videointerviews, in dem der selbst homosexuelle »Ziehsohn von Steve Bannon« (*ZEIT*) Yiannopoulos in bezug auf Sex zwischen Lehrern und minderjährigen Schülern erklärte, daß die »willkürliche und unterdrückerische Vorstellung von Einvernehmlichkeit« völliger Unsinn sei. Insbesondere in schwulen Beziehungen könnten Minderjährige vom Kontakt zu älteren Männern profitieren und zu ihrer eigenen Identität finden.



Der sofortige mediale Aufschrei blieb auch diesmal nicht aus: Die selbsternannte »gefährliche Schwuchtel« wurde umgehend von der kurz bevorstehenden »Konferenz konservativer Aktivisten und Politiker« (CPAC) eingeladen, auf der er neben Bannon, Trump höchstpersönlich sowie Vizepräsident Mike Pence hätte sprechen sollen; der Verlagsriese Simon & Schuster löste den Vertrag über das für März 2017 geplante Yiannopoulos-Buch *Dangerous* auf, für das ein Vorschuß von angeblich 250.000 Dollar gezahlt worden war. Nur zwei Tage nach dem Eklat erklärte der plötzlich Paria auf einer eigens anberaumten Pressekonferenz in New York, seine Aussagen seien in Teilen falsch gewesen, aber

auch aus dem Zusammenhang gerissen; er sei als Jugendlicher selbst Opfer sexuellen Mißbrauchs durch einen Priester geworden und habe sich wegen seines Opferstatus angemäßt, mit seinen Äußerungen die Grenze des Anstands zu überschreiten. Dennoch: Im gleichen Atemzug trat er von seinem Posten bei *Breitbart* zurück, nach eigener Darstellung; um durch den Trubel um seine Person nicht die wichtige Arbeit seiner Kollegen zu überschatten. Sein Buch werde nichtsdestoweniger erscheinen, wenn auch voraussichtlich erst Mitte des Jahres.

Angesichts der Schwere der Vorwürfe stellten sich nur wenige konservative Kommentatoren auf die Seite des Gescholtenen, darunter der deutsche homosexuelle Theologe und *Junge-Freiheit*-Autor David Berger; die »harte« *AltRight*, von der sich Yiannopoulos zuvor mehrfach distanziert hatte und die in ihrer Bewertung seiner Person seit jeher zwischen »Türöffner« für rechtsalternatives Gedankengut und »kulturlibertärer Schaumschläger« schwankte, kommentierte seinen tiefen Fall mit Genugtuung und gelegentlicher Häme. Richard Spencer seinerseits nannte die zitierten Aussagen Yiannopoulos' in einem Video (»Milo geht in Flammen auf«) für *altright.com* »ekelerregend« und »abstoßend«. Gleichzeitig sammelt er derzeit Spenden, um im Laufe des Jahres nach dem Vorbild der »Dangerous-Faggot«-Tour von Yiannopoulos seine eigene »Danger-Zone«-Tour durch US-Universitäten zu veranstalten. Anstoß dazu war ein Vortrag mit ausführlicher, sehr streitlustiger Diskussion (im Netz in voller Länge dokumentiert), den er trotz massiver Proteste und Gegenaktionen am Nikolaustag 2016 an der staatlichen Texas University in College Station halten konnte. Vielleicht wird er auch nach Europa finden: In diesem Jahr läuft das 2014 gegen ihn erlassene Einreiseverbot in den Schengenraum aus. Eine geplante Veranstaltung mit Milo Yiannopoulos auf dem Campus des linken akademischen Herzens der USA, der Universität von Berkeley, führte am 1. Februar 2017 ihrerseits zu bürgerkriegsartigen Ausschreitungen von Antifa und anderen radikalen Gruppen; sie wurde schließlich aus Sicherheitsgründen abgesagt.

Die *AltRight* ist weder »am Ende«, noch hat sie bislang ihre endgültige Form gefunden. Wir werden ihren Transformations- und Wandlungsprozeß noch längere Zeit beobachten können; zu groß ist das Spektrum der vertretenen Gruppen und Weltanschauungen, als daß sich schnell Einigkeit herstellen ließe. Bis dahin wird sie in jedem Fall weiter die Medien und das Internet vor sich hertreiben: Eine Reihe von *Doxes* (das Enthüllen von Klarnamen und Adressen von im Netz pseudonym agierenden Personen), die Medien und Antifa in der ersten Jahreshälfte veranstalteten und denen u. a. der schottische Vlogger »Millennial Woes« zum Opfer fiel, zeugt von einer Eskalationsspirale seitens der Inhaber einer schwindenden Diskurshoheit. Es bleibt allemal spannend um die rechte Kommunikationsguerilla! ■

## Mosaik-Rechte und Jugendbewegung

von Benedikt Kaiser

Der französische Grandseigneur des radikalen Linksintellektualismus, Alain Badiou, warnt. Er warnt in seinem *Versuch, die Jugend zu verderben* (Berlin 2016) die Adressaten seiner kleinen Streitschrift vor dem bequemen Leben und der Leidenschaft für den aufs Materielle ausgerichteten Erfolg. Denn die Jugend flüchte heute in sichere Posten und bequeme Stellungen; längst sei die politische Sphäre für viele politisch Aktive keine »pflügbare Erde des Traumes« mehr, sondern der Hafen für ein saturiertes Dasein.

Badiou hatte als alter französischer Maoist bei seiner Kritik natürlich nicht an die *Génération Identitaire* respektive die Identitäre Bewegung (IB) im Blick, sondern die radikale Linke. Aber gleichwohl eignet sich die französische IB als Beispiel für diese Warnung. Mehrere Köpfe der identitären Sache, darunter Philippe Vardon, arbeiten mittlerweile für den Front National (FN), und vergleicht man Vardons Auftritte in den sozialen Netzwerken vor und nach der Anstellung bei der Rechtspartei, nimmt man eine Verschiebung wahr: Seine Profile bei Facebook und Co. sind nur noch Werbepattformen für Wahlkämpfe und ihre Kandidaten. Man kann diese Entwicklung der IB-Kader in Richtung ihrer Domestizierung zu gutbezahlten FN-Wahlkämpfer als Schritt ins Erwachsene begrüßen, weg vom spielerischen außerparlamentarischen *Happening*, hin zur Verankerung in der Parteienwelt. Man kann aber auch kritischere Töne anschlagen. Für die IB ist es nämlich problematisch, daß dieser personelle Aderlaß in Richtung des Front National ihr die intellektuelle Substanz an der Spitze raubt.

Noch wichtiger erscheint indes ein weiterer Aspekt, der grundsätzliche Punkte berührt: die nötige Kompromißfähigkeit parlamentarischer Streiter. Max Weber wies bereits vor etwa einhundert Jahren darauf hin, daß es im Wesen eines Parlamentariers läge, Kompromisse mit dem Gegner zu schließen. »Gelehrte«, so Weber (heute würde man »Metapolitiker« oder »Intellektuelle« sagen), dürften dieses parlamentstypische Prozedere indes nicht goutieren oder argumentativ absichern.

Zweifellos: Es hat einen eigenen, sowohl persönlichen als auch strategischen Sinn, wenn einzelne Kader einer Jugendbewegung ins Par-

lament wechseln, um dort die ehemals rein metapolitischen Belange ihres Milieus in realpolitische Töne zu übertragen. In diesem Fall kommt es aber wohl entscheidend darauf an, daß von der Tonlage her kein *vollständiger* Wechsel aus einer Bewegung in eine Partei vollzogen wird: Er wäre nichts anderes als eine Häutung, denn unter der alten, kompromißlosen Haut käme wohl eine frische, parlamentarische zum Vorschein, und dies könnte jene hart ankommen, die aus einem kompromißlosen Projekt wie der IB einen Lebensentwurf gemacht hatten.

Das Leitbild müßte vielmehr – analog der »Mosaik-Linken«, deren Existenz vor allem im Zuge der Finanzkrise 2009ff. von Hans-Jürgen Urban und anderen diskutiert wurde – ein rechtes »transversales« Mosaik sein. Dieses Mosaik müßte getragen sein von der Überzeugung, daß parlamentarische und außerparlamentarische Akteure mit nicht hintergehbarem Bezug auf ein inhaltlich Einendes bausteinartig ein Gesamtmilieu abbildeten, bei dem jeder in seinem Beritt mit den dort typischen Verhaltens- und Aktionsweisen agierte, die organisationskulturelle Autonomie des Bündnispartners aber akzeptierte. Ein bloßer Wechsel eines führenden Aktivisten des vorpolitischen Feldes in ein gut dotiertes Parteiamt ist damit freilich nicht gemeint, will eine dynamische Szene langfristig nicht ausschließlich als Karriereschule einer Wahlpartei wirken.

Ein tatsächliches Ineinandergreifen parlamentarischer und außerparlamentarischer Akteure müßte anerkennen, daß Parlament und Bewegung sich wie »Standbein und Spielbein« (Rosa Luxemburg) ergänzen, daß sich – in Abwandlung eines Diktums Antonio Negris – eine »kämpfende« und eine (künftig) »regierende« politische Rechte als dialektisches Paar ergänzen, gegenseitig strategisch vorantreiben und zugleich korrigieren.

Mit der Kritik am Streben nach lukrativen Parlamentsposten seitens (ehemaliger) außerparlamentarischer Aktivisten ist keine Generalkritik parlamentarischer Tätigkeit an sich zu verknüpfen. So wichtig es ist, im gesellschaftlichen, metapolitischen Gestaltungsraum Veränderungen herbeizuführen, so wichtig ist es auch, daß es eine Parlamentspartei gibt, die darauf

hinwirkt, daß diese Ideen nach und nach in Gesetzesvorlagen münden, daß diese Ideen mittels parlamentarischer und massenmedialer Öffentlichkeit breitestmögliche Bekanntheit erlangen.

Hier lauert indes die nächste Falle: Diese Gewißheit einer nötigen starken Kraft in den Parlamenten darf ihre Mandatsträger nicht dazu verleiten, zwanghaft nach Anerkennung und Koalitionsbeteiligung zu streben. Johannes Agnoli hob bereits 1967 in *Die Transformation der Demokratie* (zuletzt Hamburg 2012) hervor, daß es dem bürgerlich-liberalen Denken innewohne, den »Lockvogel der politischen ›Verantwortung« gegenüber den noch ungezähmten oppositionellen Kreisen einzusetzen, sie also verhandlungsbereit zu machen, um ihnen die entscheidenden, *wirklich* oppositionellen Ideen um der Regierungsfähigkeit willen auszutreiben. Die Vorgehensweise hierbei ist evident: Das etablierte Kartell von Kräften aus Politik und Medien arbeitet daran, jede sich bildende Fundamentalopposition abzuschwächen und sukzessive Gesprächsbereitschaft in Richtung der »gemäßigeren« Insurgenten zu signalisieren. Wenn für Teile der jeweiligen Protestpartei die Gefühle des Widerspruchs parlamentarisch vertreten zu sein scheinen, wenn für Teile dieser Opposition immerhin einige Ziele durch Annäherung an die »Mitte« durchsetzbar und schließlich einige Forderungen verhandelbar zu sein scheinen, erhöht sich, so Agnoli, »die Bereitschaft zur Untätigkeit«, denn man ist am sprichwörtlichen »Katzentisch« angekommen.

Die Integration in den herrschenden Apparat vollzieht sich so Schritt für Schritt mit unterschiedlichen Folgen. Der etablierte Parteienblock stabilisiert dabei etwa seine Herrschaft, wenn die Opposition beginnt, Teil des Ganzen zu werden, sich anschmiegt, abschwächt, mitspielt. Dabei wußte schon der trotzkistische Renegat James Burnham in seiner Schrift *Die Machiavellisten* (Zürich 1949) mitzuteilen, daß solchertart gewendete Oppositionelle, denen man kleine Zugeständnisse macht, damit sie den großen Konsens nicht mehr hinterfragen, »in bezug auf die gut verschanzte Macht ebenso unbedeutend wie früher die Hofnarren« seien.

Festzuhalten gilt daher zweierlei:

1. Die politische Rechte braucht in jedem Land Sammlungsparteien wie den Front National oder die AfD, die parlamentarisch präsent sind und so einer breiten Öffentlichkeit die Existenz grundsätzlichen Widerspruchs in der Welt des Politischen beweisen. Sie haben dabei als parlamentarische Vertreter einer breiteren Bewegung zu wirken, die aufgrund ihrer Vielfalt (Denkfabriken, Periodika, Jugendbewegungen usw.) als »Mosaik-Rechte« zu bezeichnen ist. Damit ihre Vertreter sich nicht restlos dem Ziel hingeben, von den »Kollegen« der anderen Parteien endlich als gleichberechtigt anerkannt zu werden, ist zuallererst das Bewußtsein vonnöten, daß unter dem Strich das Parlament insbesondere auch »Transmissionsriemen der Entscheidungen politischer Oligarchien« ist. Anders formuliert, aber mit den Worten desselben

Denkers: »Die Macht des Parlaments ist nicht die Macht des Volkes« (Johannes Agnoli). Dieser Befund, der im heutigen Stadium des Neoliberalismus sogar mehr Gültigkeit besitzt als noch zu seiner erstmaligen Niederschrift vor 50 Jahren, verweist konsequent auf die Notwendigkeit außerparlamentarischer, gesellschaftlicher Aktivitäten. Denn in Zeiten einer allumfassenden Oligarchisierung der Politik muß die »Wiederherstellung eines demokratischen Lebens« mitunter »einen Weg am Parlamente vorbei suchen und außerparlamentarische Organe finden«, wie Sebastian Haffner 1968 mit Verweis auf Agnolis Schrift notierte.



Marine Le Pen, Marion Maréchal-Le Pen und Philippe Vardon am 15. Oktober 2016 in Nizza.

2. Dies erfordert die Feststellung, daß die Mosaik-Rechte zunächst das »Primat des Bewegungscharakters von Politik« (Thomas Seibert) anerkennt. Hier kommt wieder die Funktion einer Jugendbewegung ins Spiel, deren ursächliches Ziel es nicht sein sollte, verdiente Kader in arrivierte Positionen zu hieven. Aufgabe einer Jugendbewegung ist es, um ein letztes Mal Agnoli zu bemühen, »als disfunktionaler Stachel zu handeln, der bewußt destabilisieren und – poetisch gesprochen – ganz eindeutig neue Ufer ansteuern will«. Dort warten vielleicht zunächst nicht sichere Posten und Positionen, aber der intellektuelle Spielraum, die Möglichkeit für Experimentelles, die Chance auf Ausgreifen in andere Milieus und Lebenswelten sind bedeutend größer. Daß es im Zuge des schwierigen Entstehungsprozesses einer Mosaik-Rechten zu Verzahnungen und personellen Verschränkungen (nicht: bloßen Personalwechseln) zwischen parlamentarischen und außerparlamentarischen Akteuren kommt, ist erwünscht. Denn das Ziel ist klar: Es gilt, eine Rechte zu schaffen, in der viele Rechte Platz haben. ■

## Der ruhmreiche Februar – Die Macht der Straße

Mit dem Brot fing es an. Mehrere Wochen lang waren den Bäckereien in Petrograd die Vorräte ausgegangen, vor allem in den Arbeitervierteln, und so bildeten sich lange Warteschlangen nach Brot. Das Problem waren nicht etwa mangelnde Vorräte. Nach Aussage von Balk, dem Gouverneur der Stadt, führten die Lager genug Mehl, um die Bevölkerung für mindestens eine Woche zu ernähren, als sich das, was mit einer Serie von Brotkrawallen begonnen hatte, zu einer Revolution auswuchs. Die Geschäfte quollen wahrlich nicht über – ging doch bereits der dritte Kriegswinter dem Ende zu, und die Verknappung war allgemein zu spüren. Brötchen, Piroggen, Kuchen und Kekse wurden nicht mehr gebacken. »In den Geschäften gibt es nicht mehr dieses breite Sortiment an Waren und Lebensmittelvorräten«, schrieb ein Engländer am 13. Februar nach Hause. »Und die feinen Torten in den Restaurants werden aufgrund des Zuckermangels nicht mehr hergestellt.« Außerdem erlebte Rußland den kältesten Winter seit mehreren Jahren. In Petrograd betrug die Durchschnittstemperatur im Februar 15 Grad unter Null. »Hier ist es so kalt wie in Lappland«, schrieb Gorki am 4. Februar an Jekaterina. Arktische Fröste und Schneestürme hatten den Eisenbahnverkehr so gut wie lahmgelegt. Fabriken wurden geschlossen. Tausende vorübergehend entlassene Arbeiter trieben sich auf den Straßen herum.

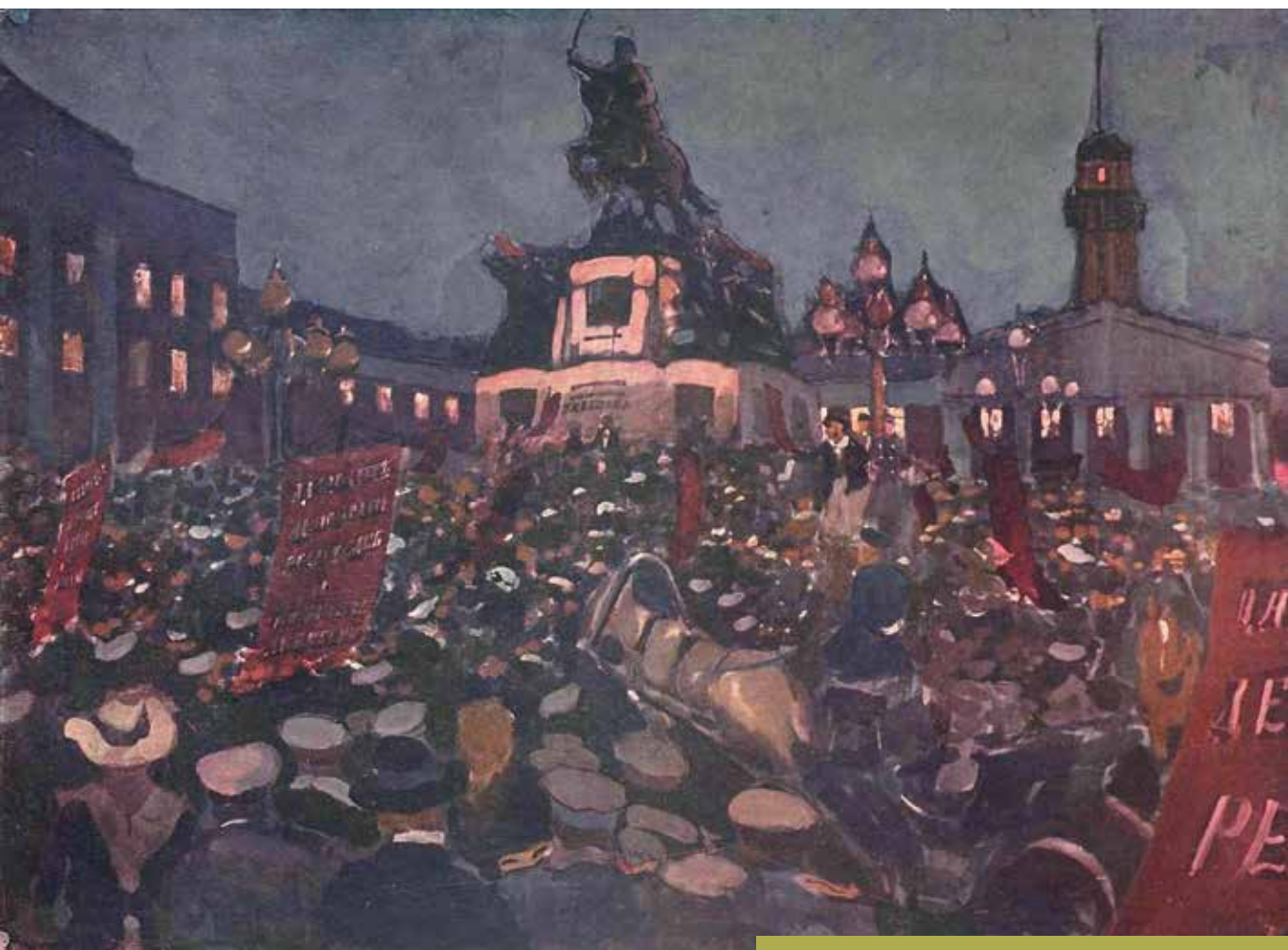
Das war es auch, was das Nachschubproblem zu einer Krise machte. Mit dem Zusammenbruch des Verkehrssystems war Petrograd von regelmäßigen Lieferungen von Mehl und Brennmaterial abgeschnitten. Aus Mangel an einen oder anderen mußten die Bäckereien häufig schließen. Frauen standen die ganze Nacht für einen Laib Brot an, nur um in den frühen Morgenstunden zu erfahren, daß es an diesem Tag keines zu kaufen gab. Die ständigen Unterbrechungen in der Brotversorgung schürten natürlich Gerüchte in den Warteschlangen. Die Leute behaupteten, »Spekulanten« und »Kapitalisten« – was in der fremdenfeindlichen Atmosphäre des Krieges gewöhnlich soviel wie deutsche oder jüdische Kaufleute bedeutete – trieben bewußt die Brotpreise nach oben, indem sie Vorräte zurückhielten. Viele beschuldigten die Regierung (war nicht auch sie voller Deutscher?). Selbst gebildete Liberale neigten dazu, die Engpässe als üble Machenschaften einer verräterischen Regierung anzusehen. Am 19. Februar kündigte die Petrograder Stadtverwaltung an, daß Brot vom 1. März an rationiert werde. Gerüchte kursierten, wonach es bald überhaupt keine Brotvorräte mehr geben würde und die Arbeitslosen ihrem Hunger überlassen blieben. Bei den Hamsterkäufen, die darauf folgten, wurden die Regale geleert, es gab Handgemenge, und in mehreren Bäckereien wurden die Fenster eingeschlagen.

Am Donnerstag, dem 23. Februar, stieg die Temperatur in Petrograd auf frühlingshafte 5 Grad unter Null. Die Menschen erwachten aus ihrem Winterschlaf, um die Sonne zu genießen und sich an der Jagd nach

»Das russische Imperium war unter den letzten Romanows ein Zwitter aus Reich und Kolonie. Westliche Aktionäre besaßen 90 Prozent der Bergwerke Rußlands, 50 Prozent seiner chemischen Industrie, über 40 Prozent seiner Maschinenfabriken und 42 Prozent seines Bankkapitals. Das inländische Kapital war knapp. Das Volkseinkommen war im Hinblick auf moderne Erfordernisse viel zu niedrig. Mehr als die Hälfte kam aus der Landwirtschaft, die äußerst rückständig war.«

Isaac Deutscher: *Die unvollendete Revolution. Der Verlauf der Revolution 1917*, Frankfurt a.M. 1967.





*Michail Michailowitsch Gerassimow,  
Skobelev-Platz während der Februarrevolution*

Nahrungsmitteln zu beteiligen. Auf dem Newski-Prospekt wimmelte es von Leuten, die etwas kaufen wollten. Das milde Wetter sollte bis zum 3. März anhalten – dem Tag, an dem das zaristische Regime stürzte. Nicht zum ersten Mal in der russischen Geschichte spielte das Wetter eine entscheidende Rolle.

Der 23. Februar war der Internationale Frauentag, ein wichtiges Datum im sozialistischen Kalender, und gegen Mittag begannen Frauen in großen Scharen ins Stadtzentrum zu marschieren, um für Gleichberechtigung zu demonstrieren. Nach Balks Beschreibung handelte es sich dabei um »Damen der Gesellschaft, noch mehr Bauersfrauen, Studentinnen und im Vergleich zu früheren Demonstrationen weniger Arbeiterinnen«. Fotos zeigen, daß die Frauen guter Laune waren, als sie über den Newski-Prospekt marschierten.

Am Nachmittag begann die Stimmung jedoch umzuschlagen. Textilarbeiterinnen aus dem Wyborg-Bezirk hatten an jenem Morgen aus Protest gegen die Brotknappheit einen Streik begonnen. Gemeinsam mit den Arbeiterinnen der benachbarten Metallfabriken waren sie ins Stadtzentrum marschiert, hatten unterwegs Arbeiter anderer Fabriken mitgezogen, manchmal sogar zum Mitgehen gezwungen, und immer wieder »Brot« und »Nieder mit dem Zaren!« skandierte. Am Spätnachmittag befanden sich etwa 10000 Arbeiter im Streik. Es kam zu Zusammenstößen



*Demonstration der Arbeiter der Putilowwerke,  
St. Petersburg, Februar 1917*

ßen mit der Polizei, als die Arbeiter versuchten, die Litejny-Brücke zu überqueren, die die Wyborger Seite mit dem Stadtzentrum verbindet. Da sie zurückgedrängt wurden, gingen die meisten Arbeiter auseinander und kehrten nach Hause zurück, wobei einige unterwegs Geschäfte plünderten. Doch mehrere tausend Überquerten den Fluß auf dem Eis und marschierten zum Newski-Prospekt, wo sie sich den Frauen mit dem Ruf »Brot!« anschlossen. Am dichtesten drängte sich die Menge um die Stadt-duma. Balks Kosaken konnten sie nicht vertreiben und ließen auch wenig Bereitschaft erkennen, das zu tun: Sie ritten auf die Frauen zu, um kurz vor ihnen anzuhalten und zurückzuweichen. Später stellte sich heraus, daß die meisten Kosaken Reservisten waren, ohne Erfahrung im Umgang mit Menschenansammlungen und auf Pferden, die noch nicht die Straßen der Großstadt gewohnt waren. Versehentlich waren sie nicht mit den üblichen Peitschen ausgerüstet worden, was sich als verhängnisvoller Fehler der Führung erweisen sollte. Denn diese zu Schau gestellte Schwäche der Kosaken ermutigte die Arbeiter an den folgenden Tagen.

Am nächsten Morgen schien die Sonne. Arbeiter in der ganzen Stadt hielten Fabrikversammlungen ab und beschlossen auf Drängen sozialistischer Agitatoren, erneut ins Stadtzentrum zu marschieren. Viele bewaffneten sich mit Messern, Schraubenschlüsseln, Hämmern und Eisenstangen, teils, um sich den Weg freizukämpfen, vorbei an den Kosaken- und





*Abgeschlagener Kopf der Zarenstatue,  
St. Petersburg, Februar 1917*

Polizeischwadronen, die über Nacht in die Stadt verlegt worden waren, um ihnen den Weg zu verstellen, teils, um die mit reichen Vorräten versehenen Lebensmittelgeschäfte der wohlhabenden Innenstadtbezirke zu plündern. Das Ganze hatte etwas von einer Armee hungriger Arbeiter an sich, die in den Krieg zogen. »Genossen«, drängte ein Fabrik-Agitor, »wenn wir auf rechtmäßige Weise keinen Laib Brot bekommen können, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als unser Problem mit Gewalt zu lösen ... Genossen, bewaffnet euch mit allem, was ihr habt – Bolzen, Schrauben, Pflastersteine. Kommt raus aus der Fabrik und schlagt dem erstbesten Geschäft die Scheiben ein.«

Am späten Vormittag waren etwa 150000 Arbeiter auf die Straße gegangen. Sie zogen zu den Brücken, die die Industrievorstädte mit dem Verwaltungszentrum der Stadt verbinden. Einige warfen Fensterscheiben ein, plünderten Geschäfte und stürzten Straßenbahnen und Wagen um. An der Litejny-Brücke überrannte eine Menge von 40000 Wyborger Arbeitern eine kleine Kosakenbrigade, die offensichtlich nicht auf sie vorbereitet war. »Und mir hat keiner gesagt, daß es eine Revolution gibt!« soll ein Polizist ausgerufen haben, als er die riesige Arbeiterarmee anrücken sah. Auf der Troizki-Brücke kämpften sich die Arbeiter an der berittenen Polizei vorbei und bewarfen sie mit Eisbrocken und Pflastersteinen. Riesige Menschenmengen strömten auf dem Newski-Prospekt zusammen.



*Regierungstruppen lösen  
eine Demonstration auf  
dem Newski-Prospekt auf,  
St. Petersburg, Juli 1917*

Die berittenen Kosaken waren nicht in der Lage, sie auseinanderzutreiben: Immer wieder ritten sie quer über die Straße und auf die Bürgersteige und zwangen so die Demonstranten auseinanderzulaufen, aber sobald sie anhielten, schlossen sich die Arbeiter wieder zusammen und begannen sich ihnen zu nähern, boten ihnen Brot an und redeten auf sie ein. In diesem Stadium erhielten die Arbeitermassen Verstärkung durch Studenten, Ladenbesitzer, Bankangestellte, Taxifahrer, Kinder, gutgekleidete Damen und Herren – teils Sympathisanten, teils bloß Schaulustige. Balk schrieb über die Menge auf dem Newski-Prospekt, es habe sich um »einfaches Volk« gehandelt. Auf den Straßen herrschte Feiertagsstimmung, sicher auch wegen des schönen Wetters. Ein Augenzeuge verglich das Schauspiel mit »einem gewaltigen Zirkus«. Arthur Ransome, damals Korrespondent für die *Daily News*, beschrieb die Atmosphäre dieses Tages als »ziemlich bedrohlich erregt wie an einem Feiertag mit Gewitter in der Luft«. Auf dem Snamenskaja-Platz gab es einen Massenauflauf. Revolutionäre Redner eroberten sich die Reiterstatue Alexanders III., dieses furchteinflößende Monument autokratischer Prinzipien. Nur wenige in der Menschenmenge konnten hören, was sie sagten, aber das spielte keine Rolle. Das Volk wußte, was es hören wollte, und allein schon diesen tapferen Akt der freien Rede zu sehen – von einem solchen Denkmal herab und vor die Augen der Polizei – genügte, um ihnen die Gewißheit zu geben: Hier fand eine Revolution statt. Später an diesem Abend, nachdem die Massen sich schließlich verzogen hatten, fand die Polizei das Wort



»NILPFERD« – den volkstümlichen Spitznamen der Statue – in großen Buchstaben auf dem Sockel eingraviert.

Ermutigt von der Tatsache, daß keine energischen Gegenmaßnahmen getroffen wurden, gingen am nächsten Tag, am Samstag, dem 25. Februar, noch größere Menschenmengen auf die Straßen, was faktisch einem Generalstreik gleichkam. Alle größeren Fabriken der Stadt standen still, weil sich etwa 200000 Arbeiter an den Demonstrationen beteiligten. Es erschienen keine Zeitungen. Straßenbahnen und Taxis waren kaum zu sehen. Viele Geschäfte und Restaurants machten zu. Alle möglichen Menschen schlossen sich den Reihen der ins Stadtzentrum marschierenden Arbeiter an. Balk meinte, die Bewegung »trage den Charakter einer Volkerhebung«. Verglichen mit den beiden vorangegangenen Tagen, hatten die Demonstrationen jetzt einen eher politischen Charakter. Rote Fahnen und Banner tauchten auf, und in den Losungen wurde nun nicht so sehr nach »Brot!« als nach dem Sturz der Autokratie gerufen: »Nieder mit dem Zaren!« und »Nieder mit dem Krieg!« lauteten jetzt die Hauptforderungen.

Erneut kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei, als die Demonstranten versuchten, die Brücken zu überqueren, die die Vororte mit dem Stadtzentrum verbinden. An der Litejny-Brücke unternahm der Polizeichef, Schalfjew, einen letzten verzweifelten Versuch, die Menge dadurch aufzuhalten, daß er in sie hineingaloppierte. Die Marschierer wichen zur Seite und schlossen dann wieder die Reihen um Schalfjew herum, der sich noch seinen Rückzug zu erzwingen versuchte, indem er nach allen Seiten mit seiner Peitsche hieb. Doch die Demonstranten zerrten ihm vom Pferd, ein Arbeiter schlug ihn mit einer Holzlatte zu Boden, ein anderer ergriff Schalfjews Revolver und schoß ihm ins Herz. Keiner der Kosaken, die die Brücke verteidigten, machte Anstalten einzuschreiten.

Gewalttätige Zusammenstöße mit der Polizei, verbunden mit den Bemühungen der Demonstranten, die Soldaten für sich zu gewinnen – das wurde immer häufiger das Muster, als die Massen das Stadtzentrum übernahmen. Die Polizisten gehörten zu »denen« – sie waren verhaßte Handlanger des Regimes. Das Volk nannte sie »Pharaos« (so, wie manche heute die Polizisten »Bullen« schimpfen), und niemand zweifelte daran, daß die Polizei bis zuletzt kämpfen würde. Die Soldaten dagegen wurden als »unsere« angesehen – als Bauern und Arbeiter in Uniform –, und es bestand die Hoffnung, sie würden sich auf die Seite des Volks schlagen, falls ihnen befohlen würde, gegen die Menge Gewalt einzusetzen. Als sich dann abzeichnete, daß das tatsächlich geschah – am Zögern der Soldaten, die Demonstranten auseinanderzutreiben, am Ausdruck auf ihren Gesichtern oder auch durch ein gelegentliches Zwinkern zur Menge –, ging die Initiative an das Volk über. Es war ein psychologisch entscheidender Augenblick innerhalb der Revolution.

Für die Offiziere wurde es immer schwieriger, ihre Leute dazu zu bringen, den Befehlen zu gehorchen. Oberst Chodnew, ein Kommandeur des Finnländischen Reserveregiments, beschwerte sich bitter über die Kosaken. Sie seien »äußerst lasch und unentschlossen«, und ihre »Untätigkeit war besonders offensichtlich, wenn sie eine Streife oder einen Zug unter dem Befehl eines jungen Feldwebels oder eines Leutnants bildeten. Mehr als einmal hörte ich sie sagen: »Wir haben nicht mehr 1905. Wir wollen keine Peitschen tragen. Gegen die Unseren, das Volk, gehen wir nicht vor.« Zwar gab es einige, die immer noch bereit waren, mit Gewalt gegen die Massen vorzugehen – gewöhnlich auf eigene Faust oder auf Befehl eines Unteroffiziers, wenn sie Angst hatten oder sich provoziert fühlten. In der Nähe einer Ladenreihe am Gostiny Dwor eröffnete ein Dragonerzug das Feuer und tötete drei Menschen und verwundete zehn, während in der Nähe der Stadtuma neun weitere Demonstranten erschossen wurden. Aber immer mehr Soldaten weigerten sich, dem Schießbefehl zu gehorchen, oder sie zielten bewußt über die Köpfe der Menschen. Einige schlossen sich ihnen sogar gegen die Polizei an. Bei einem Zwischenfall auf dem Snamenskaja-Platz kamen die Kosaken der Menge zu Hilfe, als berittene Polizisten, die sich vergeblich bemüht hatten, einer roten Fahne habhaft zu werden, damit drohten, die Leute niederzuschießen. Die Kosaken ritten mit gezogenen Säbeln in die Menge und begannen die berittene Polizei zu attackieren, die daraufhin davongaloppierte, verfolgt von Steine schleudernden Demonstranten. Der Polizeichef lag tot am Boden, und sein Körper war mit Wunden von Kosakensäbeln und Revolverschüssen übersät. ■

»Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Schicksal jeder Revolution auf einer bestimmten Etappe durch den Umschwung in der Stimmung der Armee entschieden wird.«

Leo Trotzki: *Geschichte der Russischen Revolution, Erster Teil: Februarrevolution*, Frankfurt a.M. 1982.



Quelle:

Orlando Figes: *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924*, 2. Aufl., Berlin 2008, S. 333–337.



## Armut und soziale Gerechtigkeit

Ein Dialog zwischen Benedikt Kaiser und Felix Menzel

**BENEDIKT KAISER:** Vor 14 Jahren verkündete Kanzler Gerhard Schröder (SPD) im Deutschen Bundestag die Ziele der sogenannten Agenda 2010. Staatsleistungen sollten gekürzt, Eigenverantwortung gefördert, Eigenleistung gestärkt werden. Klang gut. Bis 2010 sollte Deutschland in Sachen Wohlstand und Arbeit an der Spitze stehen. Klang ausgezeichnet. Maßgebliche Sprachrohre der Etablierten – und natürlich die Etablierten selbst – stimmten und stimmten diesem scheinbaren Erfolgsweg zu. Angela Merkel (CDU) bedankte sich nach ihrem Regierungsantritt gar bei ihrem Vorgänger im Bundeskanzleramt für den Schritt zu Agenda 2010 und Hartz-Reformen. Schröder habe »mutig und entschlossen eine Tür aufgestoßen«.

Nun, 2017, im Superwahljahr, sieht das Ergebnis hinter dieser Tür, die mit wohlfeilen Parolen und viel Propaganda angemalt ist, so aus: Jeder vierte Deutsche arbeitet im Niedriglohnsektor, der damit der größte seiner Art in Europa ist. 335 000 Menschen sind obdachlos, fast 30 000 davon sind Jugendliche, die sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht in die Obhut staatlicher oder karitativer Einrichtungen begeben. Sechs bis acht Millionen Menschen finden sich im Hartz-IV-Status (Leistungsbezieher samt Angehörige) wieder, darunter 1,9 Millionen Kinder. Daneben ist in den letzten Jahren ein Anstieg des Reichtums der Gesamtgesellschaft durch die Vermögenszugewinne der Reichsten zu verzeichnen, während insgesamt ein Sinken der Reallöhne zwischen 1992 und 2012 um 1,6 Prozent zu diagnostizieren ist; eine Entwicklung, die erst ab 2013 gestoppt und allmählich umgekehrt wurde. Die bundesdeutsche Armutsquote schnellte derweil auf 15,7 Prozent hoch. Zwischen – die Schätzungen variieren stark – 200 000 und 800 000 Menschen leben in »absoluter Armut«, ein Umstand, der in seiner Bedrohung für den sozialen Frieden im Land nur durch die Feststellung übertroffen wird, daß die ärmere Hälfte des Volks schlichtweg kein Nettovermögen besitzt.

Dafür verfügt die Bundesrepublik im Gegenzug aber über mindestens 1,3 Millionen Millionäre. Außerdem hatten in den vergangenen Jahren die reichsten zehn Prozent der Bevölkerung Zugriff auf mehr als die Hälfte des Netto-

gesamtvermögens, während die ärmere Hälfte nur auf ein einziges Prozent kam. Des weiteren haben wir ein Wirtschaftssystem, das – um nur ein einziges austauschbares Beispiel der aus den Fugen geratenen Relationen anzuzeigen – einem Manager der Daimler AG rund zehn Millionen Euro Jahresgehalt ermöglicht, was ihm nach der Pensionierung Gesamtansprüche in Höhe von 38 Millionen Euro verschafft, während Millionen fleißiger Menschen des Mittelstands und der unteren Schichten bereits jetzt Altersarmut erleben oder ihr rasant entgegengehen.

Daß es Armut in Deutschland gebe, wird von vielen Beobachtern schlichtweg geleugnet. Wer kein Geld hat, sei zu faul oder habe die Weichen auf dem Lebensweg falsch gestellt, heißt es – in sozialchauvinistischer Diktion und unter Verkennung des Wesens der gegenwärtigen kapitalistischen Grundbedingungen – in trauriger Eintracht aus dem Munde von FDP-Marktfreunden oder seitens konservativer »Leistungsträger«. Armut, so weiter im Tenor der ökonomischen Sozialdarwinisten, sei eine »linke Lüge«, eine Schimäre, bei der es genüge, die Smartphones der Hartz-IV-Kinder den Statistiken gegenüberzustellen. Wer solcherlei Taschenrechnertricks auf den Leim geht, verkennt neben dem banalen Umstand, daß Smartphones längst für einen Euro zu erwerben sind, die Vielschichtigkeit des Armutsphänomens.

Erstens scheidet sich Armut in »relative« und »absolute«. Absoluter Armut unterliegt, so der Forscher Christoph Butterwegge in seiner einführenden Schrift *Armut* (Köln 2016), »wer seine Grundbedürfnisse nicht zu befriedigen vermag, also die für das Überleben notwendigen Nahrungsmittel, sauberes Trinkwasser, eine den klimatischen Bedingungen angemessene Kleidung und Wohnung sowie eine medizinische Basisversorgung entbehrt«. Diese absolute Armut ist in Deutschland tatsächlich wenig verbreitet. Was aber mittlerweile durchaus zur Regel zählt, ist die Gefahr oder das Vorhandensein »relativer« Armut. Von dieser ist betroffen, so Butterwegge weiter, »wer seine Grundbedürfnisse vielleicht ausnahmslos befriedigen, sich aber mangels finanzieller Mittel nicht oder nicht in ausreichendem Maße am gesellschaftlichen Leben beteiligen kann, sondern den allge-

mein üblichen Lebensstandard in seinem Land über einen längeren Zeitraum hinweg deutlich unterschreitet«. Konkret gilt in Deutschland als relativ arm, wer weniger als 60 Prozent des Äquivalenzeinkommens bezieht. Die Scheidelinie, die zur geistigen Isolation führt, ist also zunächst auch eine materielle: Während eine Person, die absoluter Armut unterliegt, am physischen Existenzminimum lebt, sorgt relative Armut für ein Leben am soziokulturellen bzw. gemeinschaftlichen Existenzminimum. Man ist ausgeschlossen von der Teilhabe an gesellschaftlichen Aktivitäten, weil das nötige Kleingeld fehlt oder man sich aufgrund eigener finanzieller Unzulänglichkeiten ausgeschlossen fühlt; außerdem fehlen in jeglicher Hinsicht Mittel zur Investition (von notwendigen Sanierungsarbeiten bis hin zu Bildungsaufgaben). Der Vereinzelung und dem fatalen Rückzug in die eigenen vier Wände, gefolgt von Lethargie und einer Abwärtsspirale der Lebensrealität, wird damit weiter Vorschub geleistet.

Dabei hat in Deutschland eine sozialverträgliche Relation der Dialektik aus Armut und Reichtum durchaus Verfassungsrang: In Art. 72 Abs. 2 des Grundgesetzes wird das Ziel der »Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse« eingefordert. Doch von diesen sind wir weiter entfernt denn je. Da dies zunehmend ins Bewußtsein der »populären Klassen« gerät und die Verteilungskämpfe im Zuge der Migrationskrise und ihrer Kosten für den Fiskus an Schwung zunehmen werden, ist es gerade im »Superwahljahr« nur folgerichtig, daß das gesamte Thema der sozialen Gerechtigkeit wieder aufflammt. Die Fokussierung der Sozialdemokraten auf ihren Kanzlerkandidaten Martin Schulz ist in diesem Kontext zu bewerten. Dessen Berater treiben den von Medien und Politik im politischen Berlin begeistert empfangenen Vertreter der EU-Nomenklatura in Richtung der Neuentdeckung der sozialen Frage. Soziale Gerechtigkeit soll das Thema sein, mit dem Schulzens »neue« Sozialdemokratie Union und AfD schlagen könne. Leih- und Zeitarbeit sollen bekämpft, Managergehälter moderat gedeckelt, der Niedriglohnsektor verkleinert, die Hartz-Reformen seiner rotgrünen Vorgänger abgemildert werden. Anders gesagt: Man geht in den Wahlkampf mit dem beim Publikum offenbar beliebten Ziel einer Reform der Reform, um punktuelle Verbesserungen der bundesdeutschen Verhältnisse zu erreichen. Ist das ausreichend, oder ist das zu durchschaubar, und wäre hier eine offene Flanke für die Alternative für Deutschland und das metapolitische Feld der außerparlamentarischen Konservativen gegeben? Oder schaut die soziale Gesamtlage im Lande doch viel besser aus?

◆◆◆

FELIX MENZEL: Um das tatsächlich bisher zu jeder Zeit und in allen Staaten der Welt existierende Phänomen der Armut zu verstehen, ist es erforderlich, es von zwei Seiten aus zu be-

trachten. Bevor ich zur historisch-theoretischen Seite komme, zunächst ein Blick in die alltägliche Lebensrealität: Der Hartz-IV-Empfänger, der seine Wohnung, bestimmte Anschaffungen wie die Waschmaschine und die Sportkurse für seine Kinder bezahlt bekommt und sich außerdem noch ein paar Euro dazuverdienen darf, ist nicht arm. Wenn er sich trotzdem sozial ausgegrenzt fühlt, dürfte dies vor allem damit zusammenhängen, daß er außer der staatlichen Minimalversorgung keine gesellschaftliche Anbindung hat. Dies kann sein Eigenverschulden sein. Das ist aber nicht entscheidend: Unser Staat hat es auf jeden Fall versäumt, ihn über gemeinnützige Arbeit wieder an das Berufsleben heranzuführen. Ich würde Hartz-IV-Empfänger z. B. in die Kitas und Schulen schicken, damit sie dort in der Küche helfen können. Daß dort aus Personalmangel nicht frisch gekocht wird, ist vollkommen absurd.

Zweites Beispiel: Die ALDI-Verkäuferin, die 120 Prozent vom Durchschnittslohn im Lebensmittel Einzelhandel erhält, weil das Unternehmen weiß, daß sie dann bereit ist, 200 Prozent Leistung zu bringen, wird in sehr vielen Fällen trotzdem arm sein – noch dazu, wenn sie eigene Kinder hat und eigentlich nur halbtags arbeiten möchte. Die Ausbeutung im Beruf, die erzwungene Flexibilität durch immer längere Ladenöffnungszeiten und die horrenden Mieten gerade in den Großstädten machen es der ALDI-Verkäuferin unmöglich, ein normales Leben zu führen. Sie erhält nur wenig mehr als der Hartz-IV-Empfänger, doch hat sie aufgrund ständig wechselnder Arbeitszeiten gar nicht die Zeit, ihre Kinder zum Sport zu bringen. Sie sitzen deshalb vor allem vor der »Glotze«, womit die Fortpflanzung der Armut schon vorprogrammiert ist.

Drittes Beispiel: Der Fahrradmonteur meines Vertrauens muß sich auch mit einem Gehalt zufriedengeben, das im Niedriglohnbereich angesiedelt sein dürfte, aber er ist ein glücklicher Mensch, weil er sein Hobby zum Beruf machen konnte, täglich mit Menschen zu tun hat und am Wochenende an der Elbe entlangradeln kann. Große Sprünge erlauben kann er sich nicht. Wenn er seine Familie zum Essen einlädt, gibt es kein Drei-Gänge-Menü, doch ein jährlicher Urlaub ist ebenso drin wie die Ballettstunden für die Tochter. Ein solches Leben mit Armut in Verbindung zu bringen, zeugt nun von einem historischen Kurzzeitgedächtnis, das dafür verantwortlich ist, daß wir den heutigen Wohlstand als eine Selbstverständlichkeit begreifen, obwohl er auf höchst fragilen Voraussetzungen beruht.

Wir sind damit auf der theoretischen Seite der Armutsbetrachtung angekommen: Ich möchte der These, eine materielle Unterversorgung sei die Ursache für geistige Isolation mit all ihren unangenehmen Folgen, energisch widersprechen. Dann wäre das Problem ja auch ganz einfach zu lösen. Jeder müßte einfach deutlich mehr vom Staat erhalten und würde mit diesem bedingungslosen Grundeinkommen schon richtig umgehen. Ökonomisches, kulturelles und

soziales Kapital stehen aber in viel komplexeren Wechselbeziehungen, und die Umwandlung der einzelnen Kapitalarten ist von entscheidender Bedeutung. Wer heute über ausreichend kulturelles und soziales Kapital verfügt, der ist nicht armutsgefährdet – es sei denn, das Gesamtsystem bricht zusammen.

Der große Fehler der liberalen Theorie liegt nun in der Annahme, die Anhäufung aller Kapitalarten sei reine Privatsache und die »göttliche Planwirtschaft« (Rolf Peter Sieferle) der unsichtbaren Hand Sorge schon dafür, daß es zu einem gesamtgesellschaftlichen Nutzen kommt. Beim ökonomischen Kapital leuchtet das noch am ehesten ein, obwohl die Großunternehmen ihre Stärke nur gewinnen konnten, weil sie eine enge Beziehung zum Staat unterhalten. Aber lassen wir diesen Aspekt einmal beiseite, dann stellt sich trotzdem noch die Frage, wie die Akkumulation von kulturellem und sozialem Kapital abläuft und die Umwandlung in ökonomisches Kapital im Optimalfall gelingt. Hier kommt der Staat mit seinen Bildungseinrichtungen und Identifikationsangeboten ins Spiel. Über die Vermittlung von technischen Fähigkeiten hinaus muß er bestrebt sein, in jedem Individuum einen »inneren Staat« aufzubauen. Das kollidiert heute aber mit den massendemokratischen Selbstverwirklichungswerten, die an die Stelle der für jede funktionierende Wirtschaft notwendigen Selbstdisziplinierungswerte getreten sind. Das deutlichste Symptom dieser Entwicklung, die sich bei Panajotis Kondylis in seinem Werk *Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform* (1991) ausführlich nachlesen läßt, ist die Entwertung sowohl der einfachen Berufe als auch der akademischen Abschlüsse durch Vermassung. Damit wird institutionalisiertes Kulturkapital vernichtet.

Der Ausgangspunkt einer konservativen und alternativen Politik muß deshalb die Bildung sein. Wer Armut vermeiden will, muß dafür sorgen, daß jeder einen Beruf finden und damit sein kleines Glück finanzieren kann. Dies hängt dann wiederum auch direkt mit dem Sozialkapital zusammen. Wo sich aufgrund der vorherigen Ausbildung des inneren Staates selbständig Gemeinschaften finden, wird es immer genug Beschäftigungen in kleinen und mittleren Unternehmen geben, die ihre Mitarbeiter besser behandeln müssen als Konzerne.

Kurz und gut: Ausgehend von einer »verstehenden Nationalökonomie« (Werner Sombart) brauchen wir ein ganzheitliches Wirtschafts- und Sozialkonzept, das sich nicht damit begnügt, alle vier Jahre ein paar Wahlgeschenke zu verteilen. Vor diesem Hintergrund halte ich auch nichts davon, aus taktischen Gründen ein Klagelied über Altersarmut anzustimmen. Allein wenn wir das Rentensystem so aufrechterhalten, wie es derzeit beschaffen ist, kostet uns das ab 2050 jährlich ca. 800 Milliarden Euro. Wo sollen die herkommen?

◆◆◆

BENEDIKT KAISER: Ich muß dir bei der Grundtendenz deiner Ausführungen gar nicht groß widersprechen. Allerdings möchte ich einige Ergänzungen vornehmen, und ich beginne, was deinen Text anbelangt, von hinten. Ich halte ebenso nichts davon, aus »taktischen Gründen ein Klagelied über Altersarmut anzustimmen«. Denn rein *taktische* Gründe sind längst kein legitimer Faktor mehr; dafür ist Altersarmut viel zu real, und somit ist Altersarmut, die bereits vom Prinzip her einer solidarischen Gesellschaft unwürdig ist, kein Ball, mit dem man im Wahlkampf spielt, sondern ein strukturelles Problem, das es jenseits von Wahlperioden zu lösen gilt. Immer mehr Menschen arbeiten noch nach ihrer Pensionierung, um entweder der entwürdigenden Prozedur des »Aufstockens« zu entgehen oder um ihr Lebensniveau annähernd halten zu können. Wer einmal beispielsweise auf einem Uni-Campus Rentner gesehen hat, die wohlstandsbürgerliche Studenten verschämt nach ihrem Flaschenpfand fragten, wird – auch ohne bereits die erschreckenden Armutsberichte der Sozialverbände gelesen zu haben – ahnen, daß es so weit nicht her sein kann mit der Altersarmut als bloßem Phantasma.

Mit deinem Verweis auf die Nichtfinanzierbarkeit der künftigen (auf Basis des derzeitigen demographischen Systems geschätzten) Renten belegst du derweil zweierlei: Erstens gehst du davon aus, daß etwas nicht finanzierbar ist, obwohl es das zweifellos ist. Die Verteilung der Einnahmen und Ausgaben des Staates müßten dabei fundamental neu organisiert werden. Zweitens unterliegst du bereits hier der Logik des Neoliberalismus, die eine Logik des Kapitals, die eine Logik des Profits und des wirtschaftlichen Nutzens ist.

Zu Punkt 1: Das private Nettovermögen in Deutschland ist, so das Bundesministerium für Arbeit und Soziales, zwischen 2006 und 2011 auf zehn Billionen Euro gestiegen. Gleichzeitig sind die Staatseinnahmen so groß wie nie. Geld ist im Überfluß vorhanden; was fehlt, ist der Wille, es an den richtigen Stellen auszugeben – wobei »richtig« natürlich normativer Natur ist und somit unterschiedlich gedeutet werden kann. Wir kommen bei der Finanzierung einer solidarischen Neufundierung der deutschen Gesellschaft natürlich nicht an der Frage der Besitzverhältnisse vorbei, und somit sind wir direkt bei einer größeren Frage, bei Punkt 2, der Frage des Neoliberalismus und des derzeitigen Finanzmarktkapitalismus. Einleitend zwei unterschiedliche Beispiele: Die Unternehmerfamilie Quandt/Klatten hat im Frühsommer 2016 eine Rekorddividende von 994,7 Millionen Euro nur aus Aktienbesitz bezogen. Das ging zwar durch die Presse, aber ein Aufschrei blieb verblüffenderweise aus. Dabei ist dieser obszöne Gewinn durch Kapitalrendite eigentlich ein handfester Skandal, und zwar nicht erst, wenn man bedenkt, wie viele Millionen Menschen in Deutschland – beileibe nicht nur Arbeitslose – relative Armut erfahren oder anderweitig »strampeln müssen«, wie Niedriglöhner,

Zeit- und Leiharbeiter, alleinerziehende Mütter usw. usf. Beispiel zwei ist eine Größenordnung tiefer angesiedelt: Im sachsen-anhaltischen Bitterfeld hat die Stadt den Großen Goitzschesee angelegt und aufwendig auf kommunale Kosten hergerichtet. Da heutzutage eine Stadt nach wirtschaftlichen Kriterien arbeiten muß, das Geld aber eng war, hat man die besten Plätze am See verkaufen müssen. Nun haben Reiche den Stadtsee unter sich aufgeteilt und bereits begonnen, Zäune am Ufer zu errichten, um die Schönheit der Natur zu privatisieren und dem Ort einen exklusiven Charakter zu verleihen, der die normale Stadtbevölkerung von ihrem Naherholungsraum ausschließt. Dies ist ein kleines Beispiel für die von David Harvey so bezeichnete »Akkumulation durch Enteignung«. Konkret: Mit Steuermitteln finanzierte Güter der Allgemeinheit werden der öffentlichen Hand entzogen und reichen Marktteilnehmern überlassen. Das ist wahre Umverteilung in Deutschland.



Benedikt Kaiser (29) ist Politikwissenschaftler und arbeitet im Verlag Antaios.

So unterschiedlich die Beispiele sein mögen: Sie beweisen, welche Züge der herrschende Neoliberalismus längst angenommen hat. Einerseits ist die Kapitalrendite zum entscheidenden Faktor geworden; sie liegt längst über der Wachstumsrate und bringt lediglich der höchsten Vermögenshierarchie satte Gewinne, also jenem »oberen Prozent«, das ohnehin über Immobilien-, Industrie- und Finanzkapital verfügt. Hier wird nichts anderes vergütet als die Tatsache, daß man bereits etwas besitzt, unabhängig von erbrachter, realer Arbeit. Vermögensungleichheiten, die längst jedes hinnehmbare Maß überschritten haben, werden so potenziert und weiter verschärft. Andererseits wird deutlich, daß der neoliberale Finanzmarktkapitalismus mehr als nur eine besonders staats- und demokratiefeindliche Form der Marktwirtschaft ist. Es geht um nichts weniger als die »Expansion der Märkte nach innen und außen« (Wolfgang Streeck), und das heißt real auch: Das Ausgreifen neuer Märkte vollzieht sich in Sphären, die vorher nicht den Maßstäben von Gewinn und Verlust unterworfen waren und das in einem gesunden Staatswesen auch gar nicht sein dürften.

Gesundheitsvorsorge, öffentliche Güter wie Seen und Wälder, Schlüsselindustrien wie Post oder Bahn – wer zuläßt, daß alles der Privatisierung zufallen kann, übersieht die totalitäre Dimension des Neoliberalismus, nach dem der Markt »schließlich als Referenz für *alle* Lebensbereiche« gilt, wie Oliver Nachtwey akzentuierte.

Es sind große Fässer, die wir da öffnen, und zwar in einer Zeitschrift, die ansonsten kaum ökonomische Themen behandelt. Aber vielleicht müssen wir uns allmählich dieser großen Fässer annehmen. Denn wenn wir jetzt *en détail* über Fiskalrevolutionen oder Armutstheorien, über die systemstabilisierende Rolle des Konsumprekariats oder das Entstehen der Abstiegsgesellschaft diskutieren, bewegen wir uns immer im Rahmen der Logik des Kapitals, der Logik des herrschenden Gedankengebäudes des Neoliberalismus. Alain de Benoist warnte indes schon vor Jahren, daß keine Alternativen zu kapitalistischen Verwerfungen diskutierbar sind, wenn man in sein Wertesystem eintritt und es als Basis für weiteres verwendet. Ich stimme dir daher zu: Wir brauchen ganz sicher ein »ganzheitliches Wirtschafts- und Sozialkonzept«. Nur glaube ich, daß am Beginn der Skizze eines solchen die bewußte Abkehr von jedweder neoliberalen Logik stehen muß, nicht nur die Debatte, inwiefern man die marktkonforme Demokratie nun dank der einen oder anderen Reform mehr oder weniger sozial ausstaffieren könnte.



FELIX MENZEL: Wenn man meint, das Kapital überwinden zu können, ist man schnell beim populärsten und doch abwegigsten Diskurs über die Bekämpfung der Armut der letzten 200 Jahre angelangt. Dieser Diskurs kommt in der einfachsten Form im Märchen »Hänsel und Gretel« der Gebrüder Grimm zum Ausdruck, der Wirtschaftswissenschaftler Tomáš Sedláček hat es in seinem Buch *Die Ökonomie von Gut und Böse* folgendermaßen interpretiert: Nach einer Inflation werden die Kinder des sowieso schon armen Holzhackers im Wald ausgesetzt, ihnen gelingt es aber wie durch ein Wunder, die Hexe zu überlisten, und dann kehren sie reich nach Hause zurück. Die Revolution der Kinder gegen das Böse im Hexenhaus war also erfolgreich, doch es gibt keine ökonomische, sondern nur eine moralische Erklärung dafür, wo eigentlich der plötzliche Reichtum herkommt. Genauso ist auch der Marxismus aufgebaut. Er basiert auf dem Glauben an eine Revolution, die mit einer Metanoia zusammenfällt. Im entscheidenden Moment der Geschichte sollen die Menschen auf einmal besser werden. Die totalitäre Moderne hat das allerdings widerlegt. Trotzdem wird auch im gegenwärtigen Diskurs über den Neoliberalismus immer wieder an die Moral als entscheidenden Initiator der Wende appelliert.

Colin Crouch z. B. definiert den Neoliberalismus aus meiner Sicht vollkommen korrekt, indem er das enge Bündnis von Staaten und Konzernen in den Mittelpunkt stellt. Es ist einfach

nur falsch, ihn einzig als eine Privatisierungs-ideologie zu begreifen, wie das vielfach von linken Autoren suggeriert wird. Doch obwohl nun Crouch die Strukturmerkmale des Neoliberalismus richtig herausgearbeitet hat, fällt ihm nichts Besseres ein, als auf ein moralisches Erwachen der pluralen Gesellschaft zu hoffen. Das ist an Naivität nicht zu toppen.

Selbst wenn wir aber annehmen, daß die Revolution zwar etwas Grausames ist, aber zur Katharsis in der heutigen Zeit notwendigerweise ihren Teil beitragen muß, kann ich trotzdem wenig damit anfangen, mir die Zustände nach diesem Umbruch auszumalen und dafür eine Wirtschaftsordnung zu konstruieren. Man könnte ja z. B. auf die Idee kommen, den Superreichtum mit einem Schwundgeldsystem zu bekämpfen. Dies ließe sich aber nur nach einem vorherigen Totalzusammenbruch und einer Revolution aufbauen. Statt in solchen Szenarien zu denken, halte ich es da lieber mit Martin Luther, der sagte, dem Mensch sei kein freier Wille »in bezug auf die Dinge eingeräumt [...], die höher sind als er, sondern nur in bezug auf das, was so viel niedriger ist als er«. Unsere Aufgabe sei es deshalb, »die Kühe zu melken und ein Haus zu bauen, aber nicht weiter«. Ob die Revolution kommt oder nicht, läßt sich weder herbeischreiben noch herbeidemonstrieren. Ihr Eintreten ist von Umständen abhängig, die von uns nicht beeinflußt werden können. Deshalb konzentriere ich mich lieber auf den evolutionären Weg, wobei ich der Meinung bin, daß man die neoliberale Logik sehr einfach verlassen kann, auch wenn man sich keinen Utopien hingibt.

Mit Pierre Bourdieu gesprochen, ist Kapital »akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Material oder in verinnerlichter, »inkorporierter« Form«. Es handelt sich damit um eine »Kraft, die den objektiven und subjektiven Strukturen innewohnt«. Einer Eigentumsordnung im alternativen Sinne müßte es deshalb darum gehen, daß jeder sein Kapital eigenständig und selbstbestimmt aufbauen kann. Gelingen wird dies jedoch nur, wenn der Staat über die Bildung und Förderung des Gemeinschaftsgedankens sowie gewisse punktuelle Starthilfen das Fundament dafür vorbereitet.

Die Alternative zur »von Großunternehmen dominierten Weltmarktwirtschaft« (Ernst Nolte) besteht folglich in der Stärkung kleiner und mittlerer Unternehmen, einer Erziehung zu Selbständigkeit statt Abhängigkeit, einem Primat der Nähe sowie einem christlichen Sündenbewußtsein, insbesondere in bezug auf die kosmische Ordnung. Bis zu welcher Schwelle die für jedes Wirtschaften notwendigen Eingriffe in die Natur problemlos möglich sind, weiß kein Mensch. Wir können den Punkt zwischen zu intensiven industriellen Aktivitäten und natürlicher Selbstregulation mathematisch nicht bestimmen, weil wir dazu noch immer zu wenige Kenntnisse über die Ökosysteme haben.

Um die Perfektionierung seiner Versorgungsmaschine nicht zu gefährden, konnte sich der Staat bis zum Ende des 20. Jahrhunderts sol-

che Erwägungen jedoch überhaupt nicht leisten. Er konnte auf diese Schwelle, wo immer sie liegen mag, keine Rücksicht nehmen, weil er stets befürchten mußte, bei ausbrechender Massenarmut seine Macht zu verlieren. Die ökonomischen Erfolge, die der Staat im Zusammenspiel mit den Großunternehmen dabei zweifellos erringen konnte, haben nun allerdings zu grenzenlosen Ansprüchen auf dem ganzen Planeten geführt. Wie man in diesem planetarischen Verteilungskampf agieren sollte, halte ich für die eigentliche Herausforderung des 21. Jahrhunderts. Gegenüber Afrika haben wir zwei sinnvolle Optionen: Entweder eine totale Abschottungspolitik, bei der uns die Probleme des schwarzen Kontinents wie Überbevölkerung und Armut nicht interessieren. Dann droht uns aber irgendwann eine gewaltsame Invasion aus dem Süden. Oder wir setzen unter den Bedingungen der Abwehr von Migrationsbewegungen sowie der Bekämpfung der Überbevölkerung vor Ort auf eine liberale Wirtschafts- und Bildungsförderung, die dazu beitragen soll, daß es sich in einigen Jahrzehnten in Afrika aushalten läßt. Dies läuft also auf die Frage hinaus, ob wir unsere wirtschaftliche Macht nicht dazu nutzen sollten, noch viel größere politische Probleme einzudämmen. Noch zugespitzter: Müssen wir die Globalisierung – verstanden im engeren Sinn als den Handel mit jedem auf der ganzen Welt – nicht noch weiter vorantreiben, um eine Globalisierung des Südens und damit der Armut zu vermeiden?

◆◆◆

BENEDIKT KAISER: Alternativen für Afrika wären ein eigenes Themenheft wert; alleine Tom Burgis' aktuelle Analysen in *Der Fluch des Reichtums* (Frankfurt a.M. 2016) zeigen, wie wichtig es ist, sich mit dem Globalen Süden und »unseren« Einflüssen auf dortige politische und wirtschaftliche Machtverhältnisse *in extenso* zu beschäftigen. Aber da *dieses* Faß zumindest doch ein wenig zu groß ist, würde ich einstweilen gerne in Deutschland und Europa bleiben. Denn du sprichst von einem christlichen Sündenbewußtsein in bezug auf die kosmische Ordnung, und ich glaube, damit kommen wir im Jahre 2017, in Zeiten eines sich rasant wandelnden Informations- und Dienstleistungskapitalismus – der in Bälde sogar eine »Vierte industrielle Revolution« im Zeichen einer »Robokratie« (Thomas Wagner) durchschreitet, die Arbeitsplätze in unvorstellbaren Dimensionen vernichten wird – leider nicht weiter. Ebenso wenig, wie wenn im Rahmen des Bestehenden, im Rahmen des allumfassenden Neoliberalismus, pädagogische Arbeit für zielführend erachtet wird. Das ist alles voluntaristisches Stückwerk. Du sagst zu Recht, daß es eine typisch linksliberale Fehlannahme ist, an die Moral als Katalysator für eine integrale Wende zu appellieren: In der gegenwärtigen Massengesellschaft kann man keine sozioökonomische Wende herbeiführen, indem man an christliche Verantwortungsethik und Pflicht zur Selbstverantwortung klei-



ner und mittlerer Unternehmer appelliert (so sehr das in einem gesunden Staats- und Wirtschaftswesen selbstverständlich wäre).

»Neoliberale Politik bedeutet«, hat Oliver Nachtwey ganz richtig in *Die Abstiegs-gesellschaft* (Berlin 2016) definiert, »Korridore für die Komplizenschaft mit dem Markt zu schaffen.« Diese Korridore schließt man nicht mit Moral und Religion, sondern mit staatspolitischen Interventionen; mit dem Ende der Kollaboration mit Privatbanken, Hedgefonds und ganzen Zweigen, die von Kapitalrendite und Spekulation leben; mit dem Ende der Akzeptanz einer gegenwärtigen postdemokratischen Schwundform der Volksherrschaft, die nichts anderes verheißt, als das gesamte politische und gesellschaftliche Leben »marktkonform« auszurichten. Von letzterem Prozeß, der das Herzstück des politischen wie auch wirtschaftlichen Neoliberalismus darstellt, profitiert nur eine kleine »Elite«, während die absolute Bevölkerungsmehrheit keineswegs partizipieren kann. Das ist vielleicht eine Quintessenz für das Superwahljahr 2017. Weil oligarchische Potenz Macht vor allem auch im politischen Sinne verheißt, muß die reale Kluft verdeutlicht werden: die Kluft zwischen einer ökonomischen Oberschicht und der ihr zu Diensten stehenden politischen Klasse einerseits und der großen Bevölkerungsmehrheit der mannigfaltigen mittleren und unteren Schichten andererseits, die vom unheilvollen Duett aus wirtschaftlicher und politischer »Elite« dominiert und von den zahn- und wirkungslosen Medien bequatscht wird. Da Merkel und Schulz gleichermaßen zu diesem Dreieck des Establishments zählen, die Linke die (real vorhandene) soziale Frage von der (ebenfalls real vorhandenen) identitären Frage isoliert, FDP und Grüne nur ideologisches Beiwerk zu den Großparteien verkörpern, ist die Zeit reif für eine fundamentale Alternative für Deutschland; für eine solche, die zumindest beginnt, auf Basis einer nichtneoliberalen Geisteshaltung ein »ganzheitliches Wirtschafts- und Sozialkonzept« (wie Du es nennst) gegen das etablierte Kartell zu erarbeiten. Die Zeit drängt, und der Aspekt »Soziale Gerechtigkeit« wird das Wahljahr entscheidend begleiten, da bin ich mir sicher.

◆◆◆

FELIX MENZEL: Aufgrund der Vielzahl an angesprochenen Themen kann ich in dieser letzten Wortmeldung nur skizzieren, in welche Richtungen meines Erachtens weitergedacht werden sollte. Zunächst zur Religion: Der Mensch kann, wie du selbst weißt und es ja auch vertrittst, nicht *nicht* religiös sein. Deshalb läßt sich auch in jeder Wirtschaftskonzeption ein Gott finden. Rolf Peter Sieferle hat das in seinem Buch über den *Epochenwechsel* sehr schön illustriert. Entweder wir vertrauen auf Gott, daß er vorab einen harmonischen Haushalt von Natur, Wirtschaft und Gesellschaft einrichtet, oder wir machen uns selbst zum *Homo deus*, oder wir versuchen uns durch eine selbstbe-

schränkende Politik in Demut zu üben. Wenn ich vom christlichen Sündenbewußtsein spreche, so meine ich damit, daß Staat und Gesellschaft durch das Setzen eines Rahmens, z.B. in biopolitisch-medizinischer Hinsicht, diese Selbstbeschränkungen in die Tat umsetzen sollten. An das Individuum zu appellieren, ist dagegen in der Tat sinnlos.



Felix Menzel (31) ist Medienwissenschaftler und betreibt das Blog [einwanderungskritik.de](http://einwanderungskritik.de).

Was das obere Prozent, diese kosmopolitisch-oligarchische Elite, und die Umverteilung nach oben durch unfaire Marktregeln angeht, so liegen wir nicht weit auseinander. Ich gebe auch Chantal Mouffe recht, die du in deinem *kaplaken*-Büchlein *Querfront* würdigst, daß man dagegen nur populistisch gewinnen kann. Mit Arnold Gehlen möchte ich gern an diesen ethisch indifferenten Superstrukturen speziell den »schwindenden personalen Charakter der ökonomischen und politischen Gewaltverhältnisse« kritisieren. Zur Veränderung unseres Landes muß dies aber natürlich in politische Kampfsprache übersetzt werden, und es müssen sich Persönlichkeiten hervortun, die als lebenspraktische Vorbilder dienen können. Hier ist nicht nur die AfD gefordert, sondern wir alle.

Das einzig Positive an der desaströsen demographischen Lage in Deutschland ist, daß dieser Staat und diese Gesellschaft jeden von uns brauchen, um das gegenwärtige Wohlstandsniveau auch nur annähernd halten zu können. In diesem Sinne blicke ich auch optimistisch in die Zukunft. Die Industrie 4.0 wird uns nicht überflüssig machen. Sie setzt nur den Prozeß der »schöpferischen Zerstörung« (Schumpeter) neu in Gang.

Was danach kommen könnte, nämlich eine »Superintelligenz« (Nick Bostrom), die dem Menschen lange dienlich war, aber eines Tages dann die Kontrolle übernimmt, ist viel bedenklicher. Aufhalten läßt sich dies aber weder mit einem allmächtigen Staat noch mit einer Katechontik der Unterentwicklung, sondern nur, wenn der Ausgleich der Elemente des Lebens (nach Heinrich Leo: Religion, Leben des Geistes, Ökonomie, Familie, Eigentum und Staatsgewalt) mit modernen Mitteln gelingt. ■

## Die geistige Sprengkraft der Klassiker-Lektüre

Ein Gespräch mit Günter Scholdt über seine *Literarische Musterung*

**SEZESSION:** Was ergab Ihre literarische Musterung? Eine neue Traditionskompanie?

SCHOLDT: Die Literatur kämpft auf keiner Seite. Mir ging es um die Widerlegung des Vorurteils, Klassiker stünden für unverbindliche Zeitflucht und taugten vornehmlich als Floskeln-Steinbruch für Festreden. Diese Einschätzung wird im vorliegenden Band entkräftet. Vielmehr konstatiert der Leser erstaunt, wie lebendig auf die konkrete politische Gegenwart beziehbar zahlreiche kanonisierte Werke sind. Bei Orwells 1984, Sartres *Fliegen*, Frischs *Biedermann* oder Ionescos *Nashörnern* z.B. scheint es gar, als seien sie ausdrücklich für uns heute geschrieben.

**SEZESSION:** Wie erklärt sich das?

SCHOLDT: Schlüsseltexte der National- oder Weltliteratur wirken als aktuelle Mahnung bzw. Appell oder erweisen sich als zeitlose Sozial- und Politmodelle. Ihre Distanz zur Gegenwart bietet die Chance, Konflikte unserer Tage mit größerer Unvoreingenommenheit zu analysieren. Vom höheren Standpunkt aus erleben wir heutige Probleme wie Szenarien, die im Weltlauf schon dutzendfach in unterschiedlichen Kostümen durchgespielt wurden. Brechts *Galilei*, Sophokles' *Antigone*, Kleists *Michael Kohlhaas* oder Molières *Menschenfeind* stehen für Tausende, denen im Prinzip Ähnliches widerfahren ist. Ibsens Konfrontation zwischen Masse und Einzelmensch im *Volksfeind* ist die Ursituation des gesellschaftlichen Außenseiters. Auch Inquisition ist eine zeitübergreifende Einrichtung, die sich bei uns gegenwärtig »zivilgesellschaftlich« verkleidet.

**SEZESSION:** Das behauptet mit umgedrehten Vorzeichen etwa auch Volker Lösch, der in Dresden Frischs *Graf Öderland* gegen Pegida inszenierte.

SCHOLDT: So etwas wirkt mit Blick auf das Establishment grotesk. Daher sollten wir die Klassiker von den Lorbeergirlanden heutiger Usurpatoren befreien, um ihre geistige Sprengkraft wieder herzustellen und erneut zu erfahren, was ein freies Wort bedeutet. Denn auffallend viele Texte der Weltliteratur haben in irgendeiner Weise mit Widerstand zu tun, offen-

bar einem Kernthema aller Zeiten und Länder, das in Zeiten von Heiko Maas, Anetta Kahane oder Hans-Georg Maaßen gewiß nicht obsolet geworden ist.

**SEZESSION:** Handelt es sich also um eine Anleitung zur Widerstandslektüre?

SCHOLDT: Man kann es so sehen, obwohl sich der Anspruch meines Buchs nicht darauf beschränkt und ich dem (zuweilen etwas vernutzten) Begriff gegenüber ein wenig fremdle. Schließlich mißbrauchen ihn ausgerechnet die schäbigsten Unterdrücker freier Meinungen. Ich denke an tückische Leerformeln wie die vom »Aufstand der Anständigen« oder vom »wehrhaften Staat«, wenn es unserer Funktionselite schlicht um alternativen Machterhalt geht. Widrig ist mir auch das inflationäre Widerstandsgerede rückblickender Schreibtischmärttyrer, die solches Verhalten etwa im Dritten Reich zur fast einklagbaren Norm versimpeln. Zudem gründeten Adorno-Schwärmer bald jeglichen Kunstanspruch auf vermeintlichen Oppositions- und Subversionsgehalt. Auch birgt es Probleme, daß man mit dem Begriff vornehmlich heroische Militanz assoziiert.

Aber natürlich fördert die Lektüre ein Aufbegehren gegen nicht nur geistigen Zwang unserer keineswegs intakten Demokratie. Auch wir sollten den täglichen (medial verschwiegenen) Rechtsbruch und zahllose an Orwells 1984 gemahnende Praktiken heutiger Gesinnungslenker nicht einfach hinnehmen. Öffentlich gefördertes Spitzelwesen, Neusprech-Gebote und aktuelle Spielarten einer »Gedanken-Polizei« erzeugen schließlich eine soziale Umweltverschmutzung, der gegenüber die ökologische an Bedeutung verblaßt.

**SEZESSION:** Dagegen zu opponieren kann so redlich wie kindisch sein. Uns steht nicht der Big Brother, sondern der Big Other gegenüber, der Apparat als Gegner, eine Windmühle mit hundert Flügeln.

SCHOLDT: Das zielt auf Cervantes' Don Quijote, und vielleicht wirkt selbst eine Karikatur wie er beispielhaft, denn er lebt seinen konser-

vativen Mythos, indem er die Welt idealistisch verkennt. Seine Naivität wie Stärke liegen darin, daß er Werte wie Ehre, Verantwortung oder Wahrheitsstreben noch in Geltung wähnt und für ihre Verteidigung Opfer bringt. Wir mögen seine Irrtümer belächeln. Doch daß er mit seinen Überzeugungen tatsächlich Ernst macht, spricht für ihn und illustriert unsere mehrheitlich gelebte Doppelmoral.

Aber nicht nur zum emotionalen Ansporn taugen viele literarischen Handlungsmuster, sondern auch zur Lagebestimmung. Erörtern sie doch Ursachen für ein Aufbegehren oder erklären Konflikte, die durch Obrigkeitsszwänge ausgelöst werden. Widerstand konstituiert sich demgemäß, wo Unverbiegbare sich nicht in die geistige wie materielle Korruption ihrer Umwelt fügen. Auch politstrategische Fragen werfen einzelne Texte auf. Am Beispiel von Ibsens *Volksfeind* oder Kleists *Michael Kohlhaas* erkennt man Fallstricke, in die Protestierende geraten können, an Biedermanns Versagen in Frischs Drama die Folgen von Feigheit, am Beispiel von Äsops Fabel die Skrupellosigkeit der Macht, gegen die nur Solidarität hilft.

**SEZESSION: Selbst 35 000 Pegida-Demonstranten und bundesweit 15 Prozent AfD-Wähler konnten und können dagegen nicht viel ausrichten.**

SCHOLDT: Dies ist kein Buch kurzfristiger Wirkungsspekulation. Eher geht es um den zunächst einsamen Leser. Zu seiner gänzlichen Emanzipation bedarf es allerdings der mutigen Tat, zumindest eines Outings. Denn zum Nulltarif ist Freiheit nicht zu haben. Wenn ich gleichwohl eingangs Bedenken gegen das Schlagwort »Widerstand« geäußert habe, lag darin natürlich keine Respektlosigkeit gegenüber denen, die sich seit Jahren couragiert den Aggressionen einer pseudoliberalen und -toleranten Mehrheit aussetzen. Doch wo der Begriff hierzulande fast reflexartig mit Aktionen à la Stauffenberg verbunden wird, könnte dies mögliche Mitstreiter eher abschrecken.

Denn verständlicherweise scheut man vor extremer Selbst- oder Fremdgefährdung meist zurück: auf die konkreten Exempel des Buchs bezogen, vor einer unbeugsamen Antigone, die ohne Zögern ihren Tod in Kauf nimmt, dem Attentäter Orest oder dem Terrorfeldzug eines Kohlhaas. Verlangt doch bereits viel, wer kritische junge Leute auch nur zu öffentlichem Widerspruch gegenüber unserem fatalen Politikurs animiert und damit den gängigen Risiken einer die Karriere gefährdenden pseudomoralischen Verfolgung aussetzt.

**SEZESSION: Ihr Buch ist also ein engagiertes Buch, und die Klassiker werden aus einem von der Lage 2017 abgewandten Rückzugsraum des Wahren, Schönen und Guten hinausgetrieben auf die Straße ...**

SCHOLDT: Ich bin der Überzeugung, daß es auf jeden von uns ankommt. Schon mit einem er-



Günter Scholdt: *Literarische Musterung*. Warum wir Kohlhaas, Don Quijote und andere Klassiker neu lesen müssen

368 S., geb., 22 €

Erhältlich bei [antaios.de](http://antaios.de)

heblich geringeren Maß an Zivilcourage als dem eben skizzierten lassen sich gewaltige Effekte erzielen, allein etwa dadurch, daß man die Mehrheit dazu brächte, ihre wirklichen Interessen zu wahren. Dieses Bewußtsein möchte ich stärken und zugleich auch bescheidenere Verdienste auf der Widerstandsskala würdigen. Bereits Christian Andersens Kind im Märchen von *Des Kaisers neue Kleider*, das eine peinliche Talmi-Elite als nackt erkennt und hörbar so nennt, dient als Handlungsmuster für alle, die sich durch Scheinautoritäten zumindest nicht intellektuell verblöden oder einschüchtern lassen. Auch wer nur den einfachsten Weg der Anpassung meidet und sich nicht in Ionescos dumpfe Nashorn-Herde verwandelt, trägt die Fackel der Hoffnung.

Wer sich mehr zumutet, mag sich an Vorbilder halten, deren Handeln eine höhere persönliche Gefährdung einschließt: etwa an García Márquez' Oberst. Er gehört zu jenen Typen, die nicht käuflich sind, ihre Hoffnungen nicht begraben und selbst im Untergang Würde und Haltung bewahren. Sie zeigen als vielleicht wichtigsten Faktor einer gewünschten Veränderung den nur schwer zu brechenden Charakter von Nonkonformisten.

**SEZESSION: Ist es ein Buch gegen die Linke?**

SCHOLDT: So pauschal nicht, abgesehen davon, daß ich das Links-Rechts-Lagerdenken häufig für unfruchtbar halte. Und wie käme ich auch dazu, epochalen Werken wie Hauptmanns *Die Weber*, Zolas *Germinal* oder Autoren wie Gorki, Silone, Dos Passos, Shaw oder García Márquez generell Anerkennung zu verweigern? Alle großen Bewegungen besaßen ihre Berechtigung und goldene Zeit, bevor sie – wie gegenwärtig – nur mehr im Stadium der Verhunzung wahrzunehmen sind.

Wir brauchen jene Texte also keineswegs geringschätzen. Wir sollten nur im Auge behalten, wie häufig einstige Rebellen, vor allem aber ihre selbsternannten Nachfolger, zu systemangepaßten Unterdrückern wurden und werden. Und wir sollten uns wehren gegen die heute gängige linke Vereinnahmung einer großen Klassikertradition durch Theater, Schulen, Universitäten und Feuilletons, die letztlich spießigste Repression legitimiert. Gegen solche Verkennung erweist sich *Literarische Musterung* als Buch gegen Feigheit, Entrechtung, Opportunismus, aggressive Uniformität von Massenmenschen und Anmaßung einer postdemokratischen Herrschaftsschicht. ■

## Schönes

Julian Barnes: *Der Lärm der Zeit, Roman*, übersetzt von Gertraude Krueger, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2017. 256 S., 20 €

Im Mai 1937 wartete ein Mann jede Nacht neben dem Fahrstuhl seiner Leningrader Wohnung darauf, von der Geheimpolizei abgeholt zu werden. Er wollte seiner Familie den Anblick seiner Verhaftung ersparen, den Schock, den Ehemann und Vater hilflos der Willkür fremder Männer ausgesetzt zu sehen. Selbst, wenn er sich hätte wehren wollen, er hätte es nicht vermocht: zu schwächig, zu unsicher, zu musisch – es war der Komponist Dmitri Schostakowitsch, und es war aus ihm »ein Mann geworden, der wie hundert andere in der Stadt Nacht für Nacht auf seine Verhaftung wartete«. Der britische Schriftsteller Julian Barnes (1946 geboren, vielfach ausgezeichnet) hat unter dem Titel *Der Lärm der Zeit* Schostakowitschs Leben in einen knappen Roman gefaßt. Er geht nicht chronologisch vor (das Buch ist keine Biographie), sondern verdichtend und episodisch: Was ist wesentlich am Leben dieses wohl berühmtesten russischen Komponisten des 20. Jahrhunderts, der (geboren 1905, gestorben 1975) sein Werk tatsächlich ausnahmslos in der sowjetischen Ära schuf? Wie ist das mit dem Verhältnis von Macht und Kunst? Von Unterdrückung, Willkür und Propaganda auf der einen, Auftragskunst, Abhängigkeit und Selbstverständnis des Künstlers auf der anderen Seite? »Schrieb er, wie es seine Verleumder von ihm verlangten, für den müde von der Schicht heimkehrenden Bergmann aus dem Donbass, der eine wohlthuende Stärkung braucht? Nein.



Er schrieb Musik für die, die seine Musik am besten zu würdigen verstanden, egal welcher gesellschaftlichen Herkunft sie waren.« Das mag Schostakowitschs Selbstverständnis gewesen sein, aber das zählte vor der Macht nicht viel, denn sie war auf der Suche nach dem »roten Beethoven« und blickte dabei natürlich auch in seine Richtung. Schostakowitsch aber trug seit 1936 einen Makel, der den Künstler in jeder seiner Äußerungen zu einer existentiellen Entscheidung zwang: Was könnte erneut mißverstanden werden oder Zeichen von Rückfälligkeit sein oder zur Rehabilitation beitragen oder den Gipfel der Selbstverleugnung, mithin des Verrats an der Kunst markieren? Der Makel bestand darin, daß Stalin einer Aufführung der beim Publikum sehr beliebten Oper *Lady Macbeth von Mzensk* beiwohnte, alsbald aber die Konzentration verlor, spöttisch die Nervosität des Orchesters kommentierte und samt seiner Entourage noch vor dem 4. Akt die Regierungsloge verließ. Am nächsten Tag las Schostakowitsch unter der Überschrift »Chaos statt Musik«, daß er mit seiner »zappeligen, neurotischen Musik den perversen Geschmack der Bourgeois kitzelte«. Dies mußte, wer zu lesen verstand, als Todesstoß für die Oper lesen, vielleicht sogar als Todesurteil für den politisch unzuverlässigen Künstler, wenigstens aber als Hinweis, daß es ab sofort um Bewährung und Bekenntnis ginge: Man wollte den »optimistischen Schostakowitsch«, diesen »Widerspruch in sich«, wie Barnes es den Komponisten sagen läßt, der diesen katastrophalen Wendepunkt seines Lebens brachial zum Ausdruck brachte: »Das Warten auf die Exekution ist eines der Themen, die mich mein

Leben lang gemartert haben, viele Seiten meiner Musik sprechen davon.« Schostakowitsch ließ sofort seine 4. Symphonie in der Schublade verschwinden und setzte seine 5. auf, deren Marschfinale als Verherrlichung des Regimes gedeutet wurde. Zwischenzeitlich waren seine Schwester nach Sibirien verbannt und sein Schwager verhaftet worden. »Was in der Fünften vorgeht, sollte meiner Meinung nach jedem klar sein. Der Jubel ist unter Drohungen erzwungen«, notierte Schostakowitsch in seinen Memoiren. Barnes wägt derlei Selbstzeugnisse letztlich zugunsten des Komponisten, weiß aber um die Gratwanderung zwischen Innerer Emigration und Verbrämung und macht das Nachdenken darüber zu einem Leitmotiv seines Romans. Denn nur in der Theorie »gab es eine klare Entscheidung zwischen zwei Möglichkeiten: Integrität oder Korruption. Aber in der wirklichen Welt, zumal in der extremen Version, die er durchlebt hatte, war das anders. Es gab eine dritte Möglichkeit: Integrität und Korruption.« Vor allem eines gelingt Barnes hervorragend: darzustellen, wie unangemessen das Ausland auf die Lage reagierte. Die Demonstranten vor dem abgeschotteten Hotel der sowjetischen Delegation einer Amerikareise, die »Schostakowitsch – spring aus dem Fenster« auf ein Banner gemalt hatten und ihn damit der Fluchtbereitschaft für verdächtig kennzeichneten; die gutmütigen Besucher, die ihm aus Paris leere Partiturbblätter sandten, weil sie meinten, man könne damit das Kompositionsverbot umgehen; die ekelhaften Visiten von Sartre, Shaw und anderen Salonkommunisten – das alles verdeutlicht, wie groß der Erkenntnis- und Erfahrungsvorsprung jener sein konnte, die von einem totalitären System an die Brust gedrückt und dabei fast erwürgt wurden.

Götz Kubitschek

## Besserwisser sind schlechte Propheten

Joachim Radkau: *Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute*, München: Hanser 2017. 544 S., 28 €

Wäre dieses Buch ein Film (und zwar kein Dokustreifen, sondern ein Spielfilm), er gehörte in das Genre der Tragikomödie. Das Motto lautete: Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt! Wie Joachim Radkau, emeritierter Professor für Neuere Geschichte, uns hier durch das Zickzack der prognostizierten Zukünfte führt, hat in zweifacher Hinsicht etwas Erheitendes. Zum einen, weil Radkau sich auf einen pointierten und zugewandten (sprich: leserfreundlichen) wissenschaftlichen Schreibstil versteht, zum anderen, dies subkutan, weil wir aus diesem Buch eine unermessliche Hoffnung schöpfen können. Es geht um das Überraschungs- und Überumpelungsmoment in der Geschichte. Der Autor führt uns anhand ungezählter Beispiele vor Augen, wie oft es das schon gab in den vergangenen Jahrzehnten: Daß alle Zeichen auf Sturm standen, und es folgte – ein laues Lüftchen. Oder *vice versa*: Flaute ist angesagt, dann aber überschlagen sich die Ereignisse, und alle Prophetien sind unversehens Schnee von gestern. Manche Umbrüche, schreibt Radkau, konnten sich gerade deshalb vollziehen, weil sie vom Gros der Zeitgenossen gar nicht in Betracht gezogen worden waren. Hier geht es um eine Geschichte der Zukunftserwartungen und darum, wie solche Prognosen vom dynamischen Moment der Geschichte unterlaufen wurden. Das dickleibige Buch verschnörkelt sich gelegentlich in allzu feinziselierte Details der Radkauschen Forschungsschwerpunkte, Umweltbewegung und Technikgeschichte. Man liest das ungern am Stück, um so lieber blättert man – gern stundenlang! Ausgerechnet beim Thema Im-

migration/Multikultur schwächtelt der Autor, er will »bei Amazon keinen einzigen Titel zum Thema ›multikulturelle Gesellschaft« gefunden haben. Ob das an der zensorischen Politik des quasi monopolistischen Ladens liegt, sei dahingestellt. Es sagt jedenfalls einiges aus, denn Radkau hat offenkundig keine Scheuklappen; allein, er kennt in diesem Gebiet nur die »penetranten Weisen simplifizierender Tendenzliteratur«, gemeint sind linke Pamphlete. Er spießt auf, daß »ausgerechnet die Grünen« beizeiten für »offene Grenzen« eintraten, obgleich es keinen Grund gab, daß Zuwanderung die Durchsetzungskraft des Umweltschutzes erhöhe, im Gegenteil: »In einer Weltkarte der Umweltbewegung macht der islamische Raum den größten weißen Fleck aus.« Gerade Zuwanderer besäßen ein Interesse an Wirtschaftswachstum um jeden Preis! Überhaupt, *Heimat Babylon* (1992, Mitherausgeber Daniel Cohn-Bendit), ein törichter Knabenblütentraum! Radkau: »Wie verträgt sich das Sprachgewirr mit der Demokratie, die doch auf Verständigung zwischen den Bevölkerungsgruppen setzt? Wo bleibt die Demokratie, wenn die Zuwanderung gegen den Willen der Staatsbürger verfügt wird?« Und noch eins, gemünzt auf die überkommene Dritte-Welt-Szene, die doch eigentlich die Flüchtenden dazu animieren sollte, in deren eigenem Land für deren Rechte zu kämpfen: »Parolen wie ›Für ein buntes Deutschland!‹ deuten darauf hin, daß die Multikulturalisten ihr Land mit den Augen des Erlebniskonsumenten sehen und Ausländer nicht als Persönlichkeiten, sondern als Farbtupfer wahrnehmen, im Einklang mit dem neuen Lifestyle, der in buntem Durcheinander Samba, Afro-Rock und Tandoori-Chicken genießt.« Radkau zitiert Hermann Lübke: »Träume vom Paradies führen in die Hölle.«



Multikulti-Utopien spielen nur eine Nebenrolle. Wie lustvoll läßt es sich aber durch andere Themenfelder schmökern! Durch andere »Forderungen des Tages«! Nehmen wir nur den beschaulichen »kybernetischen Frühling« der DDR, mithin jenes Staates, der noch in den sechziger Jahren Science-Fiction-Literatur leidenschaftlich bekämpfte, weil Zukunftsvisionen nicht fiktiv sein durften! Der gerade noch Kybernetik als »Pseudotheorie der Obskuranten« gebrandmarkt hatte! Oder nehmen wir Hartmut von Hentigs frühe Brandrede über »die teuflischen Wirkungen, die das Fernsehen auf die Kindererziehung und die Familie« habe! Oder August Bebel, der von einer »Dose mit Chemikalien« träumte, mit dem das Nahrungsbedürfnis der Menschheit »vollkommener als durch die Natur« befriedigt werde! Oder die kritischen, fast böartigen Stellungnahmen eines Theodor Heuss, eines Ernst Forsthoff zu den bereits in den fünfziger Jahren grassierenden Auslandsreisen unter Politikern und Wissenschaftlern! Motto: Hockt euch doch auf euern Hintern und tut eure Arbeit! Radkau geht es jedoch weniger um Schmankerln wie diese, sondern darum: Daß es redlicher historischer Arbeit schadet, wenn Geschichte allein aus der Retrospektive betrachtet wird. Logisch, im Abstand von 75 Jahren hätte jeder einzelne Bundesgymnasiast selbstverständlich bei der Weißen Rose mitgemischt! Radkau wehrt sich gegen die »Besserwisserei aus der Rückschau«, er nennt dergleichen ein »billiges Vergnügen«, das gerade im Blick auf die Weltkriege einen ungunstigen Zug von »moralischer Überlegenheit« erlange. »Expect the Unexpected!« steht als Warnschild vor den Haarnadelkurven entlang des Himalaya. Radkaus großer Trost: »Manchmal ist das Unerwartete ja auch erfreulich.«

Ellen Kositzka



## Opfer bringen, Opfer werden

Florian Huber: *Hinter den Türen warten die Gespenster. Das deutsche Familiendrama der Nachkriegszeit*, München u. Berlin: Berlin Verlag 2017. 348 S., 22 €

Unter dem Slogan »Den Richtigen ein Denkmal, nicht den Alt-Nazis« verhüllten vor zwei Jahren Münchner Grüne das Trümmerfrauen-Denkmal am Marstallplatz. Ihr Geschichtsbild möchte man haben – dann wäre die Welt abzüglich der historischen Wirklichkeit so schön einfach. So schön einfach, wie sie es den rechten »Komplexitätsreduzierern« immer vorhalten.

Florian Huber, Jahrgang 1967, hatte 2015 in seinem vielbeachteten Buch *Kind, versprich mir, dass du dich erschießt* (siehe *Sezession* 66) persönliche und amtliche Dokumente ausgewertet, die die massenhaften Selbsttötungen der frisch »Befreiten« betrafen. Auch in seinem neuen Buch geht Huber ganz ruhig vor. Er webt zehn verschiedene Familiengeschichten ineinander, Briefe und Tagebücher kriegsbedingt getrennter Paare, Notizen von Trümmerfrauen, dann die Väter, dann die Kinder – so ist ein systematisch geordnetes, erzählendes

Textgewebe entstanden. Hubers Blickwinkel: Er will nicht mehr der ewige Richter sein über die Eltern- und Großelterngeneration. Er beendet die Berichterstattung mit den »Halbstarken« der späten 50er Jahre und verkneift sich jeden anspielenden Vorausgriff auf die 68er-Revolution und ihren Haß auf die Eltern samt entsprechender Bewältigungs-ideologie.

Huber psychologisiert in Maßen. »Zwanghaftigkeit« und »Autoritätsreflex« der Kriegselterngeneration fallen *en passant*, wiederholt nennt der Autor sie allerdings »hartleibig« und »harthörig« – fast phä-

nomenologische Begriffe, mit denen er die Atmosphäre der 50er Jahre sinnlich zu greifen versucht. Unter der unversöhnlich abrechnenden intellektuellenperspektive von Hannah Arendts »Besuch in Deutschland« (1950), die der späteren »Vergangenheitsbewältigung« zugrunde gelegt wurde, schlüpft Hubers Erzählung durch seine einfachen Protagonisten hindurch. »Sie war 30 Jahre alt, verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie wohnte in Arolsen, beliebt als Kulisse für Bilderbuchillustratoren. Aber der Begriff Kulisse bedeutet auch Schiebewand, hinter der ein verworrenes Getriebe arbeitet. Edith Sänger hatte beschlossen, die Wand beiseitezuschieben, um aufzuräumen, was sie mit sich herumschleppte. Es galt, den Gespenstern ihres Lebens in die hässliche Fratze zu schauen, alles beim Namen zu nennen, was sie quälte.«

Edith scheitert an ihrem Tagebuchversuch, die ungewollte Schwangerschaft mit dem dritten Kind und der ständige kalte Streit mit dem Kriegsheimkehrer an ihrer Seite vereiteln einen Blick von außen. Den »Gespenstern« konnten weder sie noch ihre Zeitgenossen direkt in die Fratzen schauen. Sie wollten es auch überhaupt nicht, ist Florian Hubers Erkenntnis:

»Unmittelbar nach Kriegsende war die Stimmung des Vaterlandes von Dankbarkeit weit entfernt« – so daß es eben nicht nur das vielbeschriebene Trauma war, sondern schlicht eine kollektive Unfähigkeit der Deutschen, die »Opfer«, die die Männer im Krieg gebracht hatten, nicht die »Opfer«, die sie geworden waren, überhaupt noch erkennen zu können. Und so schwiegen sie. Ein in sich abgeschlossenes Kapitel – das großartige *Vesper, Ensslin, Baader. Urszenen des deutschen Terrorismus* von Gerd Koenen (2003) lieferte hier das Material – na-

mens »Aufstand im Land der Angepassten« handelt lapidar von »einer Facette einer weitverbreiteten Unruhe, die hinter der konformistischen Fassade der Gesellschaft immer wieder zum Ausbruch kam«. Die Rede ist vom Lippoldsberg, wo Hans Grimm (*Volk ohne Raum*) ab 1949 wieder diejenigen sammelte, die aus geistesaristokratischen Gründen NS-Dichter und -Denker geworden waren. Deren Kinder, Bernward Vesper war einer von ihnen, erfuhren hier den Geist eines Aufstands gegen die neugegründete Bundesrepublik. Grimm bezeichnete die Angepaßtheit, den Konsumismus, das Geistlose und Unpolitische der Deutschen in den 50er Jahren als »Ohne-mich-Standpunkt«, dem jedweder Opferwille und jedwedes Pathos aberzogen worden waren. Huber übernimmt dies, ohne zu richten.

Die Familienperspektive einzunehmen, ist das Verdienst dieses Buches. Wenn ich es vergleiche mit Melitta Maschmanns *Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch* (1963), die als BDM-Führerin eindrucksvoll Rechenschaft ablegt über ihre Überzeugungen und deren Verrat, ist Huber zu systemisch-ausgleichend. Maschmann bleibt die Individualperspektive, die Ich-Erzählerin gehörte nach 1945 nicht mehr zu einem Wir. Wenn ich es vergleiche mit Sophie Dannenbergs Roman *Das bleiche Herz der Revolution* (2004), das die literarisch extrem pointierte Enkelperspektive der Kinder der 68er auf die Nachkriegszeit einnimmt, dann ist Huber zu freundlich. Aber er hat sich ja auch jeglicher Schuldzuweisung entschlagen.

»Zu allen Geschichten gehört eine Unterseite«, schreibt Florian Huber. Zu allen Unterseiten gehören allerdings auch erst einmal Geschichten. Diesen Merksatz ließe ich den Münchner Grünen gern zukommen, als nachdrückliche Leseempfehlung für *Hinter den Türen warten die Gespenster*.

Caroline Sommerfeld



## Arbeit als Ethos

Charles Péguy: *Das Geld*.  
Deutsch von Alexander  
Pschera, Berlin: Matthes &  
Seitz Berlin 2017. 137 S., 12 €

Charles Péguy (1873–1914) war Sozialist, »Dreyfusard«, Publizist, Polemiker, Dichter, Nationalist und gläubiger Katholik. Er fiel als Freiwilliger am 5. September 1914, am Vorabend der Marne-Schlacht. Seine zwischen 1900 und 1914 erschienene Zeitschrift *Cahiers de la Quinzaine*, zu deren Beiträgern Köpfe wie Romain Rolland, Julien Benda, Anatole France, Georges Sorel und Daniel Halévy zählten, gilt als eine der bedeutendsten Hervorbringungen des Geisteslebens dieser Epoche. In Deutschland ist Péguy heute so gut wie vergessen, zumal sein Prosawerk im Gegensatz zu seinen voluminösen Versdichtungen nur bruchstückhaft übersetzt wurde. Das hat verschiedene Gründe. Hans Urs von Balthasar schrieb, das »ungeheure« Prosawerk Péguy sei »selbst für Franzosen ein Urwald«: »Vieles daraus, und einiges vom Schönsten, wird immer unübersetzbar bleiben. Manches ist Gestrüpp und würde eine Übertragung nicht rechtfertigen. Sehr vieles ist leidenschaftliche, zeitgebundene politische Diskussion und Polemik und setzt, um verstanden zu werden, bereits ein historisches Studium voraus.« Hinzu kommt der eigentümliche, in Arabesken und »Litaneien« ausufernde Stil des Autors, der dem Leser oft viel abverlangt. Wenn sie aber ihre Wirkung entfaltet, hat Péguy's Prosa eine bewegende suggestive Kraft.

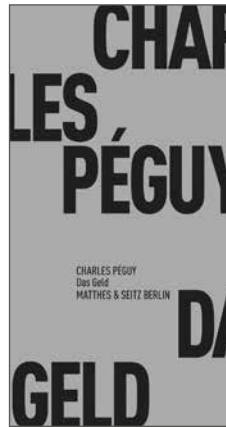
Alexander Pschera hat sich dieser schwierigen Aufgabe, Péguy zu übersetzen, gestellt und sie mit Bravour gemeistert. Auch der Essay »Das Geld« (1913) ist ein merkwürdiger literarischer Hybrid: Er beginnt als Einleitung zu einer Abhandlung über das französische Grundschulwesen, verliert sich rasch in autobiographischen Erinnerungen und mündet schließlich in eine

»poetische Lebensphilosophie in nuce« (Pschera). Er enthält mehrere von Péguy's berühmten und vielzitierten Sentenzen, etwa: »Der Modernismus besteht darin, nicht zu glauben, was man glaubt.« – »Jeder hat eine Metaphysik. Offenkundig oder versteckt. Oder man lebt nicht.« – »Die Welt hat sich seit Jesus Christus weniger verändert als in den letzten dreißig Jahren.« Letzterer Satz ist eine Kernthese des Essays, der in erster Linie eine leidenschaftliche Anklage gegen die »moderne Welt« des kapitalistischen Bürgertums ist, das die Welt des »alten Frankreichs«, die der Autor noch in seiner Kindheit kennengelernt hatte, zunichtegemacht und unter die Vorherrschaft des Geldes stellte. Péguy, Sohn eines Schreiners und einer Stuhlflechterin, sieht dieses alte Frankreich, das französische Volk schlechthin, verkörpert in den einfachen Menschen, den Arbeitern und Bauern, die sich in einer seit der Antike ununterbrochenen jahrtausendealten Tradition in eine fromme und arbeitsame »Armut« fügten, in jene »dumme Moral«, die das tägliche Brot sicherte und ein zufriedenes Leben ermöglichte. Eine Moral, die sich für Péguy vor allem im Ethos einer – um es im Anschluß an Marx zu sagen – »unentfremdeten« Arbeit manifestiert, die ihren Wert in sich selbst und nicht im Mehrwert der kapitalistischen Bereicherung hat, in der Würde und Ehre »des gut gemachten Werks«, sei dies ein mit Stroh bespannter Stuhl oder die Kathedrale von Chartres: »Die Arbeit war ihre ureigenste Freude, die tiefreichende Wurzel ihres Daseins.« Diese Freude und Ehre der Arbeit steht im Zentrum von Péguy's verklärender Apologie eines verwurzelten, traditionellen, asketischen Lebens: »Alles war Erhebung, eine innere, und Gebet, den ganzen Tag,

der Schlaf und das Wachen, die Arbeit und die seltene Ruhe, das Bett und der Tisch, die Suppe und das Rind, das Haus und der Garten, die Tür und die Straße, der Hof und die Türschwelle, und die Teller auf dem Tisch.« Der Bruch mit der Welt der Tradition und des alten Frankreich setzt für Péguy also nicht etwa 1789 ein, sondern erst mit Ende des 19. Jahrhunderts, mit der zunehmenden Herrschaft des Ökonomischen, des Glaubens »an die Ökonomie als Total-Remedium« (so Peter Trawny im Nachwort), vorangetrieben von der mammonistischen Bourgeoisie, von der »alle Verirrungen, alle Verbrechen« ausgehen. Sie hat es geschafft, das französische Volk zu infizieren und es damit

seines Volkstums, seines »Wesens«, sozusagen seiner Seele zu berauben: »Es ist genau das Problem der Entchristlichung Frankreichs.« Mithin beschrieb Péguy ein und denselben Prozeß, den Pier Paolo Pasolini in den sechziger Jahren als »anthropologischen Genozid« anprangerte. »Wenn man heute vom ›Volk‹ spricht«, so Péguy 1913, »dann macht man Literatur, sogar eine der niedrigsten: Wahlkampfliteratur, politische Literatur, parlamentarische Literatur. Das ›Volk‹ gibt es nicht mehr. Jeder ist bürgerlich geworden. Denn jeder liest seine Zeitung.« Sein unerbittliches Verdikt trifft dabei die Linke ebenso wie die Rechte: Den Sozialismus betrachtete Péguy als bürgerliche Intellektuellenveranstaltung, die die Arbeiter zutiefst korrumpiert habe, während die »Verteidiger des Thrones und Altars« vom Schlage eines »Monsieur Maurras« nichts weiter als verkappte Moderne und »nicht einmal im Ansatz« authentische Männer des »alten Frankreich« seien.

Martin Lichtmesz



## Entbehrliche Nähe

Ingeborg Gleichauf: *Poesie und Gewalt. Das Leben der Gudrun Ensslin*, Stuttgart: Klett-Cotta 2017. 350 S., 22 €

Beim Schreiben von Biographien ist ein schmaler Grat zu beschreiten. Wahrt der Biograph zu große Distanz zur beleuchteten Person, dann reiferiert er nur trockene Lebensdaten und gestattet dem Leser nicht, sich in ihre Zeit und Lage hineinzusetzen. Wird der professionelle Abstand aufgegeben, dann verschwimmen die Grenzen zwischen Autor und Beschriebenem, und am Ende steht schlimmstenfalls mehr über den Biographen selbst als über die historische Person auf dem Papier.

Die Freiburger Schriftstellerin Ingeborg Gleichauf hat ein Faible für »Lebensgeschichten«, insbesondere die von Frauen, die »wie keine andere« waren. Sie schrieb ihre Dissertation über Ingeborg Bachmann; ihre Biographie Simone de

Beauvoirs ist preisgekrönt. Den Bericht über das Leben Gudrun Ensslins, RAF-Gründungsmitglied und Geliebte Andreas Baaders, leitet sie mit Vorhaltungen ein: Alle bisherigen Darstellungen der ersten RAF-Generation, von Jilian Beckers *Hitler's Children* über den Film *Stammheim* bis hin zu Stefan Austs *Baader-Meinhof-Komplex* hätten sich nicht darum bemüht, Ensslin als Frau und Individuum zu zeichnen, sondern sie als die ewige »Pfarrerstochter« und flotte Biene im Gepäck Baaders abgetan. Gut weg kommen nur zwei Autoren: Gerd Koenen und Carolin Emcke, deren Buch *Stumme Gewalt. Nachdenken über die RAF* Gleichauf ausdrücklich würdigt. Wie Emcke will sie mit halbgaren Interpretationen und Mutmaßungen aufräumen. Ihr Problem ist dabei allerdings, daß sie sich schnell selbst darin

und in ihrem Objekt verliert. Gleichauf arbeitet journalistisch, folgt dem Lebensweg der jungen Ensslin vom schwäbischen Geburtsort Bartholomä an und befragt Menschen vor Ort, denen die Familie Ensslin noch erinnerlich ist. Ihre Spurensuche schlägt gern ins geradezu Belletristische um: Der Leser erfährt viel über Ensslins universitären Stundenplan, welche ihrer Professoren vor Kriegsende Parteigenossen waren und wie sich die Studentin anfangs vergeblich bemühte, ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes zu erhalten – wegen verhaltener Beurteilungen durch ältere Herren mit fragwürdiger politischer Vergangenheit, natürlich!

Wer dieses Stipendium ungerichterweise anstandslos erhielt, war Bernward Vesper, den die Biographin allen Ernstes als »Nazi-Dichter-Sohn« apostrophiert, als seien das drei gleichberechtigte Attribute. Wie Ensslin ihren späteren Verlobten und Vater ihres Sohns Felix kennenlernte, erfährt der Leser nicht, dafür aber viel über die *Amour fou* der beiden, die einander regelmäßig betrogen. Gleichauf zeichnet Vesper als den entscheidenden der vielen unheilvollen Männer im Leben der Gudrun Ensslin, der ihr den Schriftsteller Hanns Henry

Jahnn mit seinen expliziten Schilderungen von Sex und Gewalt nahebrachte – wie so vieles sind auch diese Details für Gleichauf »ganz eindeutig« maßgeblich für den späteren Weg in den Untergrund. Überhaupt: die Poesie aus dem Buchtitel. Angesichts von Ensslins großem literarischem Interesse liegt die Bezugnahme zwar nahe, doch Gleichaufs ständiger Rekurs auf Schriftsteller, insbesondere ihr Steckenpferd Ingeborg Bachmann, wirkt gezwungen. Das läßt sich »stimmungsvoll« nennen, aber wirkt eher als Romantisierung. Gudrun Ensslin war eben keine reine Literatin mit

Maschinenpistole, sondern eine Terroristin, die mindestens die vier Toten der RAF-Mai-offensive 1972 mitverschuldet hat. Fünfzig Jahre nachdem der Tod Benno Ohnesorgs die Studentenbewegung radikalisierte, ist Ingeborg Gleichauf eine sehr detailreiche Schilderung des schillernden Lebens einer Frau der Extreme bis zum Ende an einem Lautsprecherkabel in Stammheim gelungen. Der Leser muß allerdings um die zahlreichen, stellenweise ärgerlichen Andichtungen herumlesen, ohne die das Buch deutlich schmaler wäre – sie verleihen dem Titel *Poesie und Gewalt* eine unschöne Doppelbedeutung.

Nils Wegner

## Der softgeskillte Mann

Martin van Creveld: *Wir Weicheier. Warum wir uns nicht mehr wehren können und was dagegen zu tun ist*, Graz: Ares 2017. 230 S., 19,90 €

Das westliche Lebensmodell befindet sich in einer Krise, überall zeigen sich Zerfallerscheinungen. Beispiele dafür sind unter anderem die negative Demographie, Bildungsverfall, steigende Kriminalitätsraten, die Ausbildung von Parallelgesellschaften und wachsende Terrorgefahr. Das hier anzuzeigende Buch des renommierten israelischen Militärgeschichtlers Martin van Creveld analysiert schonungslos die aktuelle Lage und zählt die Gründe dafür auf, warum die modernen Staaten von den USA über Westeuropa/EU bis hin zu Israel sich seiner Meinung nach auf einer abschüssigen Bahn befinden. Besonderes Augenmerk richtet der Autor auf den Zustand der Streitkräfte, wobei ihm seine intimen Kenntnisse über die israelische und die US-Armee zugute kommen. In fünf Kapiteln erläutert er die wichtigsten Ursachen für die prekäre Situation. Zum einen nennt er die »gebändigte Jugend«. Wir lassen junge Menschen nicht erwachsen werden. »Zuerst



# Staatspolitisches Handbuch



## Deutsche Daten Band 5

224 S., kartoniert, fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2017

ISBN 978-3-935063-58-6

Der Abschlußband! Von der Zeit der Völkerwanderung über das Mittelalter und die Neuzeit bis ins verheerende 20. Jahrhundert reichen die 100 Artikel der *Deutschen Daten*. – Wer das gesamte *Staatspolitische Handbuch* mit insgesamt weit über 1000 Seiten und rund 500 von drei Dutzend Autoren verfaßten Artikeln lesen möchte, sollte den günstigen Paketpreis nutzen.

## Deutsche Orte – Band 4

220 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2014

ISBN 978-3-935063-57-9



## Vordenker – Band 3

253 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2012

ISBN 978-3-935063-56-2



## Schlüsselwerke – Band 2

263 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2011

ISBN 978-3-935063-55-5

## Leitbegriffe – Band 1

176 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Schnellroda 2009

ISBN 978-3-935063-54-8

Bei Abnahme aller fünf Bände gilt ein Paketpreis von 60 €.

Verlag  Antaios

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel: (034632) 90 43 96 · Fax: (034632) 90 43 97 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)

[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

schaft man den Begriff ›Jugend‹, dann zwingt man jene, die das Jugendalter erreicht haben, mit allen nur möglichen Mitteln, möglichst lange in diesem Stadium zu verbleiben.« Zweitens werde die Armee zum »Papiertiger«, das Militär zunehmend »entmilitarisiert«. Nach Abschaffung der Wehrpflicht hätten alle Armeen Probleme bei der Nachwuchsgewinnung. Aber anstatt junge Menschen mit »militärischen Geist« anzusprechen, lege man Wert auf *Soft skills*. Die Bundeswehr etwa wirbt mit Einzelstuben, Flachbildschirmen und Kühlschränken, ohne sich zu fragen, welche Klientel sich davon anlocken läßt. Creveld urteilt: »Hätten die modernen westlichen Staaten mit Absicht ein Ausbildungssystem erfinden wollen, das die jungen Männer in Weicheier verwandelt, die an jedem Kriegsschauplatz der Dritten Welt unweigerlich besiegt werden, so hätten sie kaum erfolgreicher sein können.« Ein dritter Punkt ist die »Verweiblichung der Streitkräfte«. Die körperlichen Unterschiede von Mann und Frau führten im Kampfeinsatz bei gemischtgeschlechtlichen Einheiten zu mangelnder Kampfkraft. Bei Übungen verletzten sich Frauen häufiger und fallen aus. Auch die Kampfmoral leide, denn Frauen genossen in den Armeen viele Privilegien, werden bevorzugt befördert und unterliegen – *Gender norming* sei Dank – weniger strengen Anforderungen als ihre männlichen Kameraden. Kapitel vier befaßt sich mit der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) und ihrer explosionsartigen Zunahme im 20. Jahrhundert. Creveld fragt, ob daran nicht die fixe Idee der heutigen Gesellschaft Schuld sei, daß der Krieg an sich schlecht für die Psyche der Kriegsteilnehmer sein müsse. Auch ermögliche die Diagnose PTBS es jedem Soldaten, als krank abgelöst, versetzt oder



mit Abfindung entlassen zu werden. Diesen »Belohnungen« stehen Verleumdungen und Verächtlichmachen derjenigen gegenüber, die tapfer ihren Dienst getan haben, ohne erkrankt zu sein. Des weiteren nennt der Autor die »Delegitimierung des Krieges«. Krieg gilt als das absolute Böse. Wer möchte als Soldat schon dem Bösen dienen? Wer nicht überzeugt ist, das Richtige zu tun und für die gute Sache zu kämpfen, kann nicht siegen. Was zu tun ist: die Überbehütung der Kinder abstellen, Pflichten wieder vor Rechten rangieren lassen, die Bevorzugung der Frauen unterlassen und die Ehre und Würde der Soldaten nicht angreifen. Dann könnte der Untergang des Abendlandes noch abgewendet werden.

Olaf Haselhorst

### Perlen, gut verborgen

Josef Seifert: *Der Widersinn des Relativismus. Befreiung von seiner Diktatur*, Aachen: Patrimonium 2016, 232 S., 14.80 €

Ein anstrengendes Buch. Es liegt schlecht in der Hand, die zahlreichen Fußnoten nehmen oft mehr Raum ein als der Fließtext, die Gliederung ist ermüdend kleinteilig, die Sätze oft umständlich und manchmal unklar formuliert. Einige Argumentationsfiguren kehren immer wieder und nutzen sich bald in ihrer Überzeugungskraft ab. Wenn die Lektüre sich trotz dieser eklatanten Formmängel lohnen soll, muß der Inhalt von beträchtlichem Wert sein. Das ist er, auch wenn es Konzentration erfordert, die herausragenden Passagen unter den eher langatmigen herauszuklauben. Bei Lesern, die die »Stimmung« für ein entscheidenderes philosophisches Fundament halten als die pure Logik, wird das Buch womöglich von vornherein einen gewissen

Widerwillen hervorrufen. In seinem mit *Der Widersinn des Relativismus* sehr programmatisch betitelten Buch versucht Josef Seifert, verschiedene philosophische Systeme, die ein relativistisches Wahrheitsverständnis beinhalten, argumentativ zu widerlegen. Russell und Habermas werden ebenso unter das Messer genommen wie Heidegger, Gadamer und der späte Husserl. Außerdem werden neben dem Wahrheitsrelativismus verschiedene Konzepte des ethischen und ästhetischen Relativismus untersucht und auseinandergenommen.

Seifert, Jahrgang 45, ist katholischer Philosophieprofessor, Vater von sechs Kindern und ein tapferer Kämpfer für einen phänomenologischen Realismus.

Vor allen anderen Bewertungen entspricht das Prädikat »tapfer« vielleicht am meisten diesem Buch. Die stets höfliche, nie verbissene Art, in der Seifert die verschiedenen Theorien nach klassischer philosophischer Manier widerlegt und mit der er sich einer Intellektuellenzunft gegenüberstellt, die seine Bemühungen um die Wahrheit zynisch lächelnd als dogmatisch-naiv abtun dürfte, kann kaum anders umschrieben werden. Diese »Tapferkeit« macht das Buch sympathisch, selbst an Stellen, wo einem das Rekurren auf logische Grundprinzipien (wie den Satz vom zu vermeidenden Widerspruch) eintönig erscheinen mag. Und wenn man die Offenheit besitzt, sich auf Seiferts unzeitgemäße – und auch in rechten Kreisen größtenteils als versteift und veraltet geltende – These von der objektiven Erkennbarkeit absoluter Wahrheit einzulassen, wird man feststellen müssen, daß er in vieler Hinsicht in erschütterndem Maße Recht hat und daß gewisse Überzeugungen, die zum neurechten *Common sense* gehören (wie jene von der Geschichtlichkeit der Wahrheit), vielleicht fundamental überdacht werden sollten.

Ursula Berlusckhe

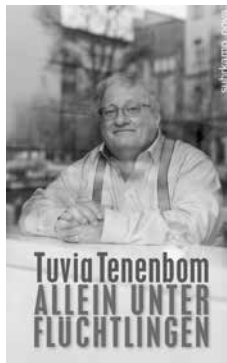


## Diese seltsamen Deutschen

Tuvia Tenenbom: *Allein unter Flüchtlingen*, Berlin: Suhrkamp 2017. 324 S., 13,95 €

Einen Typen wie Tuvia Tenenbom hält sich ein linksliberaler Elitenverlag wie Suhrkamp nicht aus Überzeugung oder Leidenschaft. Man müßte länger nachdenken, ob man im Portfolio noch einen weiteren Autoren findet, auf den das (zugegeben etwas abgegriffene) Attribut »politisch unkorrekt« zuträfe. Tenenboms Bücher sind garantierte Verkaufsschlager. *Allein unter Deutschen, ... unter Juden, ... unter Amerikanern* und nun eben *Allein unter Flüchtlingen*. Der gebürtige Israeli mit deutschen und polnischen Wurzeln begibt sich auf seinen Reportagereisen unter

Gruppen, die irgendwie »umstritten« sind. Nicht als Einzelmenschen, sondern als vages Kollektiv. Was wäre daran die verkaufsfördernde Masche? Es gibt keine Masche! Tenenbom (Jahrgang 1957) ist, wie man es in seiner Wahlheimat New York ausdrücken würde, einfach *straight*. Heißt: Er geht nicht wie der übliche Knecht der Lückenpresse mit einem vorgefertigten Bild, einer »Meinung«, auf die Leute zu, über die er berichten will. Er stellt denen, die ihn interessieren, sehr simple Fragen. Wer bist du, was machst du hier, was gefällt dir, was nicht, wovon träumst du so? Tenenbom kommt mit Dutzenden Flüchtlingen (und: offenkundigen »Flüchtlingen«) ins Gespräch (mit Schlitzohren, mit Herzenguten, mit Kranken und Scheinkranken); mit solchen, die ganz gut untergekommen sind und anderen, die über Monate unter bemitleidenswertesten Zuständen zusammengepfercht sind wie Vieh. Des weiteren spricht Tenenbom, dieser gemächlich-naiv wirkende hellblonde Koloß mit pinkem Brillengestell, mit Gregor Gysi (»ein echter Schatz!«), mit Jür-



gen Todenhöfer (»dermaßen selbstverliebt«) und mit Kardinal Marx, der sich Fragen zur AfD streng verbittet und als großer Druckser wirkt. Zwei Antifa-Leute und ihr geflüchteter Zögling machen einen Gesprächsrückzieher – es gibt da ein ideologisches Problem mit Tenenboms Heimat. Mit SPD-Minister Ralf Jäger kommt gar kein Gespräch zustande (»Der Mann muß extrem nervös sein«, beobachtet Tenenbom), und auch Alexander Thal, Sprecher des Flüchtlingsrats, hält einfache Fragen (»Wenn die Deutschen so schlimm sind, warum haben sie dann so viele Flüchtlinge ins Land gelassen?«) für so »schwierig«, daß er ein paar Tage Bedenkzeit erbittet (wohl gemeint: Jahre). Zahlreiche Antworten von Volker Beck wiederum mußten kurz vor

Drucklegung geschwärzt werden. Der Reporter hat sich auch mit Leuten getroffen, denen die deutsche Qualitätspresse selten unvoreingenommen begegnet: Mit Frauke Petry (»ich mag diese Lady«), Lutz Bachmann (»der Mann hat Witz«), Akif Pirinçci (»ein freier Geist«) und Götz Kubitschek (Kapitel: Der Untote). Ferner erfahren wir, warum der AfD-Rechte Hans-Thomas Tillschneider in einigen Punkten irrt und warum Frau Petry so vehement gegen das Ehepaar Kositzka/Kubitschek ist. Unterhaltsam ist das durchweg – seicht nie.

Christian Marschall

## Nur ein gehorsames Volk akzeptiert das

Ré Soupault: *Katakomben der Seele. Eine Reportage über Westdeutschlands Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem 1950*, Heidelberg: Wunderhorn 2016. 62 S., 17,80 €

Ré Soupault wurde 1901 als Erna Niemeyer in Pommern geboren. Die Bauhausstudentin, die sich später Meri-

ten als Modeschöpferin und Photographin erwarb und ab 1929 in Paris lebte, war mit dem Dadaisten Hans Richter verheiratet, in zweiter Ehe mit dem Poeten und Reporter Phillipe Soupault. Im September 1950 war Ré nach Deutschland gereist, um dort Flüchtlingslager zu besuchen und mit Politikern, Lagerleitern und Vertriebenen zu sprechen. Sie fand erbarmungswürdige Zustände vor. Ihren Bericht über die »wahren Verhältnisse in dem geschlagenen Deutschland, wo die Mehrzahl – Millionen und aber Millionen von Menschen – unter so unbeschreiblichen Lebensbedingungen leben, dass nur ein sehr geduldiges und gehorsames Volk sie seit Jahren akzeptieren kann, ohne sich zu empören«, wollte keine Zeitung drucken. Amerikanische wie französische Presseorgane lehnten dankend ab, ebenso die NZZ. Warum wohl? Die Avantgardekünstlerin – wir sehen sie hier mondän, in Pumps und Übergangsmantel, Zigarette in der einen, teures Gerät in der anderen Hand – schreibt erschüttert, bei ihren Besuchen habe »sie kaum einen Flüchtling gesehen, der allein über ein Bett verfügt hat«. Sie berichtet von großstädtischen Tiefbunkern, in denen Kinder und Schwangere »ohne Licht und Luft« hausen. Nun war Ré Soupault keine Literatin. Ihr Text ist schnörkel-, ja kunstlos. Die Photographien, ihr eigentliches Metier, entfalten hier kaum ästhetische Wirkung: Nur deren elf sind abgebildet, kleinformatig, am Ende des Buchs. Das tut dem Wert des Buchs keinen Abbruch, im Gegenteil, die teilweise Ungelegenheit der Darstellung unterstreicht den dokumentarischen Wert. Man sollte diese Darstellung im Geschichtsunterricht lesen lassen! Allein, wo wäre auch nur eine Schulstunde über dieses Kapitel der Zeitgeschichte in den Lehrplänen vorgesehen? Die populäre »Geschichte von unten« nimmt sich lieber entfernterer Subjekte an. Manfred Metzner, Soupaults Nachlaßverwalter und Herausgeber, zieht ei-

nen Vergleich mit heutigen Reportagen über »Flüchtlinge z. B. aus Afrika oder Syrien«. Ja, hier wird uns vor Augen geführt, daß bereits die Integration von Inländern in Westdeutschland beinahe ein Ding der Unmöglichkeit war.

Ellen Kositzka

## Das Menschenrecht gegen Frauenquoten

Alexander Ulfig: *Wege aus der Beliebigkeit. Alternativen zu Nihilismus, Postmoderne und Gender-Mainstreaming*, Baden-Baden: Deutscher Wissenschaftsverlag 2016. 141 S., 24,95 €

»Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! Nehmt an, was euch nach sorgfältiger Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen Facta, es mögen Vernunftgründe sein; nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht ab, der letzte Probiertestein der Wahrheit zu sein. Widrigenfalls werdet ihr, dieser Freiheit unwürdig, sie einbüßen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Teile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freiheit gesetzmäßig und dadurch auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen!« Philosophische Grundlinien ziehen zu können, ist eine Kunst gemäß Kants Frage von 1786, »Was heißt, sich im Denken orientieren?«, die im obenstehenden Schlußsatz endet. Der promovierte Philosoph Alexander Ulfig (geboren 1962 in Kattowitz) tut in seinem aktuellen Buch nichts anderes, als Grundlinien zu ziehen. Als Autor mehrerer philosophiegeschichtlicher Überblickswerke ist das wohl die natürliche Wuchsrichtung seiner Feder, indes ist es für einigermaßen bewanderte Leser unerfreulich. »Einigermaßen bewandert« heißt nicht, mit allen Wassern der Theorie gewaschener Postmodernist zu sein, sondern so vorgebildet, daß er nicht mit Sätzen wie »Ende des

19. Jahrhunderts verkündete der Philosoph Friedrich Nietzsche die Auflösung von zentralen Werten der westlichen Zivilisation« oder »Eine wichtige Rolle spielte dabei die antiautoritäre Studentenbewegung. Sie wird auch als Die 68er bezeichnet« irgendwo abgeholt werden möchte. Ulfig zeichnet folgende Grundlinie: Nietzsches »Umwertung aller Werte« beeinflusste Marx und Foucault, und diese beeinflussten die gegenwärtige ideologische Linke, welche den politischen Mainstream bildet und so konkrete Gesetze macht (beispielsweise Frauenquoten), die sich auf Nietzsches Verrat an den Idealen von Humanismus und Aufklärung zurückbeziehen lassen. Ulfigs Nietzsche-Lesart ist grob verkürzend, wenn er behauptet: »Mit seiner ›Ethik der Vornehmheit‹ legitimiert Nietzsche die Schaffung von Privilegien und Sonderrechten für auserwählte Gruppen, Skrupellosigkeit beim Durchsetzen eigener Interessen und Willkür«. Haben wir immer schon heimlich vermutet: Die Frauenquotenlobby ist von »Übermenschen« unterwandert ... Das Hauptproblem seines Ansatzes ist, daß er der »postmodernen Beliebigkeit« ihre Holzschnittartigkeit gestrost lassen kann (allein ein Kapitel über »Paradigma und Inkommensurabilität«, verfaßt gemeinsam mit einem Kollegen, geht tiefer), weil er ihr ohnehin nur das entgegensetzen will, was ihre historischen Gegner waren: Humanismus, Aufklärung, Menschenrechtsuniversalismus (der sich übrigens nicht so einfach gegen Foucaults Emblem vom »Ende des Menschen« halten läßt). Mit Kant können wir Nihilismus, Dekonstruktion, Partikularismus und postmoderner Vernunftkritik methodisch wunderbar widerstehen, »der letzte Probiertestein der Wahrheit« ist nun einmal die Vernunft. Soweit, so modern. Nur hat der Autor offensichtlich

aus seiner Lektüre der Linie Nietzsche-Marx-Freud-Foucault nicht entnommen, daß diese Verdächtigen auch in ihrer Alleszermalmertätigkeit historisch einen unbestechlichen Blick auf die Voraussetzungen von Ulfigs Menschenrechtsuniversalismus geworfen haben. Daß sich die »Freunde des Menschengeschlechts« ihrer »Freiheit gesetzmäßig und dadurch auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen« haben, kündigt dann doch von einer Foucaultschen »Macht« des Universalismus. Aus der postmodernen »Beliebigkeit« führen keine gangbaren Wege zurück in die aufklärerische Moderne. Entweder müssen wir weiter zurückgehen, oder, wahrscheinlicher: das westliche *Anything goes* wird nicht philosophisch, sondern kriegsgeschichtlich widerlegt.

Caroline Sommerfeld

## Sinn und Segen der Katastrophe

Frank Böckelmann, Dietrich Leube: *Entkommen oder Not macht erfinderisch. Auswege in Wort und Bild*, Berlin: Die Andere Bibliothek 2017. 396 S., 42 €

Schauen wir auf das wohl unwiderruflich uns ins Haus stehende, dann sieht's nicht gut aus: Bürgerkrieg, Attentate, Zusammenbruch der sozialen Systeme. Wann kommt der

große Schlag? Frank Böckelmann, den man doch für einen Kulturpessimisten halten wollte, plädiert mit Co-Autor Dietrich Leube für die Prinzipien Hoffnung und Gelassenheit: Was, wenn all diese Prognosen nur Abwehrzauber wären? »Offenbar erhoffen wir uns vom Benennen des

Schrecklichen unbewusst eine verhindernde, gleichsam katechontische Wirkung.« Woher aber wächst das Rettende, wenn das ängstlich Antizipierte tatsächlich eintritt?



Böckelmann und Leube haben ein ganz und gar unkonventionell gestaltetes Kompendium aufgesammelt, woher je Hoffnung kam in so unterschiedlichen Notfällen wie Schiffbruch, Deportation, Geiselnahme und Vertreibung. Wir finden Zeitungsschnipsel (FAZ anno 1980: neunjähriger Bub, beim Blumenpflücken verschwunden, wieder aufgetaucht), Arztberichte (1923: Erläuterung, inwiefern das Seelenleben von einem Erdbeben profitieren könnte), Memoiren voller Überlebensstrategien in Krieg und Nachkrieg, frühneuzeitliche Wundererzählungen und beispielsweise das »Wunder von Wien«, das von der unverhofften Rettung des jungen Friedrich Hebbel erzählt – wie aus dem Verkannten über Nacht ein Genie wurde.  
Ein Trostbuch!

Christian Marschall

## Quasistaaten Google und Amazon

Thomas Wagner: *Das Netz in unsere Hand! Vom digitalen Kapitalismus zur Datendemokratie*, Köln: PapyRossa 2017. 166 S., 13,90 €

Als der Onlinehändler Amazon 2014 das Gros der Bücher des Verlags Antaios aus dem Sortiment nahm, war das wirtschaftlich ein herber Schlag. Der Vorgang erfolgte nicht nur unerwartet, sondern zeigte auch nach gescheiterten Versuchen einer Kontaktaufnahme zu dem milliardenschweren Konzern auf, daß Online-Imperien wie Amazon nicht wirklich greifbar sind. Sie zahlen lächerlich geringe Steuern und setzen ihre eigene Marktpolitik durch. Transparenz und Mitsprache wird nicht gewährt. So kann die Dominanz im virtuellen Einkauf dazu führen, daß Amazon eines Tages die Macht hat, zu entscheiden, welches Buch existiere und welches Buch »nicht stattfinde« – so Daniel Leisegang (*Amazon. Das Buch als Beute*, Stuttgart 2014). Thomas Wagner, zuletzt durch eine her-

vorragende Schrift über den *Machbarkeitswahn der Robokratie* (Köln 2015) aufgefallen, knöpft sich nun Amazon, Google, Facebook, Twitter – kurz: die Internetgiganten – vor. Der linke Kultursoziologe zeigt in seiner Streitschrift auf, daß diese Netzkonzerne mittlerweile so mächtig erscheinen, daß Regierungen sie wie souveräne Staaten behandeln. Die Macht dieser »digitalen Quasistaaten« führe sukzessive zu einer »Monopolherrschaft der Internetkonzerne«. Diese Herrschaft beruht insbesondere auf Datenanhäufung und -kontrolle. Denn der Nutzer von Google oder Facebook, der für diese Plattformen im Regelfall nichts zahlen muß, ist dabei nicht selbst das wichtigste Produkt. Das Produkt besteht primär aus Daten, die ein jeder beim Surfen hinterläßt. Man sucht bei Google, pflegt Kontakte bei Facebook, recherchiert Produkte. Dabei sammeln die Konzerne alle Daten, die sie abschöpfen können – von Standorten des Nutzers bis zur politischer Orientierung – und verkaufen diese an Werbepartner. Zigmillionen machen mit; zu groß ist die Verführung, seinen Alltag im Netz zu teilen oder alle Einkäufe bequem über eine einzige Plattform abwickeln zu können. An die Stelle traditioneller Großkonzerne sind einige wenige Digitalkonzerne getreten, deren kreative Köpfe überdies häufig noch ganz anderes im Sinne haben. Wagner verweist auf die dies- und jenseits des Atlantiks wachsende Bewegung des »Transhumanismus«, die durch technologischen Fortschritt rund um Künstliche Intelligenz (KI) und Roboter den neuen, perfekten Menschen kreieren möchte. Es ist diese Ablehnung einer totalen, den Interessen eines grenzenlosen Kapitalismus dienenden Machbarkeitstheorie, die Wagners linke Technikkritik für konservative Ansätze fruchtbar macht. Wagner hält den Menschen für

mehr als nur ein Schmiermittel der Wirtschaftsmaschinerie. Gefährlich gilt dem Autor auch die Verschränkung zwischen Internetkonzernen und staatlicher Macht. Er verweist auf Beispiele wie dasjenige des Google-Managers Eric Schmidt, der im März 2016 zum Leiter eines Gremiums für Innovation im Pentagon berufen wurde. Diese Vernetzung zwischen Silicon-Valley-Konzernen und US-Apparaten ist frappierend. Speziell Google tut sich hierbei hervor, indem es zugleich mit CIA, NSA und dem Militärgeschwehndienst kooperiert; oftmals wechseln Mitarbeiter aus einem Internetservices zu einem US-Geheimdienst oder umgekehrt. Weil diese Entwicklungen – Wagner skizziert ihrer noch mehr – zu einem »allgegenwärtigen Datenimperialismus« führen, wächst die Erkenntnis, daß eine fundamentale Wende in der virtuellen Welt erforderlich wäre. Der Autor möchte dabei nicht die Hegemonie der US-Konzerne durch europäische Konkurrenten ersetzen. Er fordert eine »fortschrittliche Netzpolitik«: Die an Profitdenken ausgerichteten Internetkonzerne mögen durch Kommunikationsdienste der öffentlichen Hand abgelöst werden, womit er sich mit Sahra Wagenknecht – die dem vorliegenden Buch ein Vorwort beige-steuert hat – einig weiß. Auch sie fordert, digitale Plattformen von gemeinnützigen Anbietern betreiben zu lassen und als ersten Schritt Gesetze zu erlassen, die der Datensammelwut der



Internetkonzerne Einhalt gebieten. Das Ziel Wagners und Wagenknechts ist so klar wie gerechtfertigt: Es geht um die Rückeroberung des öffentlichen (inklusive virtuellen) Raums aus den Händen der Konzerne. Wie das konkret vonstatten gehen könnte: Dafür liefert Wagners Schrift nur erste Ansatzpunkte.

Benedikt Kaiser

## Voodoo gegen Identität

Peter Trawny: *Was ist deutsch?* Adornos verratenes Vermächtnis, Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2016. 107 S., 10 €

Zum Thema »deutsche Identität« gibt es derzeit vieles von vielen zu lesen, unter anderem auch von Berufphilosophen wie Peter Trawny. Doch wer in dessen schmalen Bändchen *Was ist deutsch?* eine argumentative Erörterung dieses Themas erwartet, sieht sich rasch getäuscht, denn der Leser hat es auf gut 100 Seiten vornehmlich mit einer Collage intimer Stimmungen, subjektiver Befindlichkeiten und emotional getönter Tableaus zur Frage nach der deutschen Identität zu tun. Mit ein bißchen Mühe aber sind dem lokaleren Assoziationsgestöber Trawnys immerhin ein paar Gedanken zu entnehmen: Mit dem Untergang der Kritischen Theorie könne sich die von ihrem Propheten Adorno verordnete »offene Nichtidentität« heute unter Deutschen nicht mehr unumschränkt Geltung verschaffen. Dort, wo einst die alleinseligmachende offizielle Identität herrschte, klafft nun eine Lücke, in der sich ketzerische Stimmen wie beispielsweise die Thilo Sarrazins Gehör verschaffen. Für Trawny ein offenbar verstörender Zustand. Er verlegt sich daher in dieser Not aufs Predigen. In hochmoralisierendem Duktus werden mit Adorno und Habermas die Götter der alten Bundesrepublik ausgiebig beschworen, die vergangene Idylle der Frankfurter Schule blumig ausgemalt und dem Ganzen noch viel vom persönlichen Erleben des Autors untergehoben. Wie sich die Errichtung eines Tabus (positive deutsche Identität) in einer aufgeklärten Gesellschaft überhaupt begründen ließe, kann bei diesem Ansatz freilich nicht plausibel erklärt werden. Diesen Mangel an Ar-

gumentation macht Trawny mit Vorwürfen an die saumseligen Diskurshüter wett, welchen er den Verrat an der hehren Lehre der Nichtidentität anlastet. Statt dem Laienvolk dieses Konstrukt der Nachkriegszeit auch heute weiter einzupfropfen, habe sich die von der öffentlichen Hand bestellte Geistlichkeit in ihren Elfenbeinturm zurückgezogen und das Identitätsfeld feige finsteren Mächten überlassen.

Ob dieser religiöse Traktat die erhoffte erbauliche Wirkung ausübt und somit gelungen ist, vermag freilich nur ein Anhänger des Glaubens von der ewigen Schuld zu beurteilen. Nichtgläubige können höchstens den missionarischen Wert von Trawnys Ausführungen auf sich einschätzen, und dieser ist äußerst dürftig, da sein *Was ist deutsch?* eher magisch vormodernem Wähnen, nicht aber logisch rationalem Denken verpflichtet ist.

Sophia Gatzmaga

## Heidegger als Performer

Cai Werntgen: *Heidegger after Duchamp*, Berlin: Matthes & Seitz Berlin 2016. 171 S., 15 €

Ein Exerzitium des Denkens, ein Schritt zur Seite, ein Atemholen – so versteht Cai Werntgen seine philosophische Skizze, die unter dem provokanten Titel *Heidegger after Duchamp* erscheinen ist. Der Titel mutet fast abgeschmackt extravagant an: Will sich hier jemand auf Kosten des gigantischen philosophischen Werks Heideggers eine eigene smarte Theorie zurechtzimmern? Zunächst wäre festzustellen, daß dem Autor – Jahrgang 1967, Lehrbeauftragter für Philosophie und Ästhetik an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe – dieser Vorwurf bewußt ist und daß er ihm mit der nötigen Prise Humor und einer gewissen Selbstrelativie-

rung begegnet. Werntgen hat durchaus das große Ganze der Heideggerschen Philosophie im Blick. Allerdings handelt es sich bei diesem Ganzen um einen schweren, unhandlichen Felsblock, den man sich nicht ohne weiteres auf die Schultern laden kann. Zur Zeit wird dieser Fels gemeinhin einfach umgangen, indem man ihn von vornherein als untragbar, spricht: antisemitisch, seinsfaschistisch, reaktionär ... (man kennt die Litanie dieser Anschuldigungen) »entlarvt«.

Es ist Werntgen nicht direkt daran gelegen, die Vorwürfe und Vorurteile gegenüber Heideggers Philosophie zu widerlegen. Stattdessen versucht er, ein Spannungsfeld aufzubauen, das den auf die Schwarzen Löcher fixierten Blick aus seiner Starre lösen und wieder frei und philosophisch beweglich machen könnte. Hierzu rückt er den performativ-gestischen Aspekt des Heideggerschen Werks in den Mittelpunkt. Seine These ist, daß die von Heidegger proklamierte Überwindung der Metaphysik nicht nur im theoretischen Rahmen, sondern vor allem als performativer Selbstvollzug stattgefunden hat. Davon ausgehend, widmet er seine Aufmerksamkeit zentral den Photographien des »Hütten-Shootings«, die 1969 angefertigt wurden und die Werntgen als *Ready-made*-Installationen im Sinne Marcel Duchamps interpretiert. Was dabei herauskommt, ist ein wirklich kreatives, gut zu lesendes Denkexperiment. Dem Autor macht es geradezu diebischen Spaß, das als schwer, langsam, ja mystisch verschrieene Denken Heideggers ins Bad anglizistischer Hightech-Begriffe (Heidegger als »Action-Thinker undercover«, der sich in der philosophischen »Exklusiv-Home-story« des »Hütten-Shootings« produziert) zu tauchen. Das muß einem nicht behagen – innerhalb der stockigen Luft derzeitiger Heideggerrezeption kann man dieses Aufpeppmanöver aber durchaus als erfrischend empfinden.

Ursula Berlusckhe

# Sezession

## Programm und Redaktion

*Sezession* ist eine politisch konservative Zeitschrift. Sie wird von Rechtsintellektuellen gemacht, die Redaktion hat ihren Sitz auf dem Rittergut Schnellroda in Sachsen-Anhalt.

*Sezession* bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechs Mal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – drei Mal thematisch gebunden, drei Mal in einem offenen Heft.

*Sezession* wird vom Institut für Staatspolitik (IfS) herausgegeben und erscheint 2017 im fünfzehnten Jahrgang.

## Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

## Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

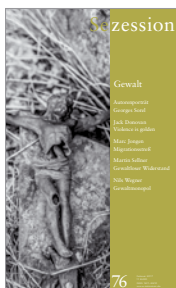
- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

## Ihre Prämie 2017

Neuabonnenten erhalten als Prämie zwei Studien des Instituts für Staatspolitik (IfS) portofrei geliefert.

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra

# Überblick 2017, 15. Jahrgang



**Heft 76 / Februar / 11 €**  
**Thema: »Gewalt«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Georges Sorel*  
Jack Donovan  
*Die harte Währung Gewalt*  
Lutz Meyer  
*Keine Gewalt! – ein Traum*  
Marc Jongen  
*Migration und Streßtraining*



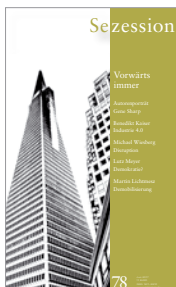
**Heft 79 / August / 11 €**  
**offenes Heft**  
68 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Erhart Kästner*  
Philip Stein  
*Warburg 1817*  
Lutz Meyer  
*Sammeln – eine Leidenschaft*  
Konrad Gill  
*Luther – ein Gespräch*



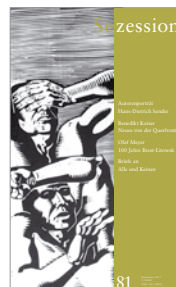
**Heft 77 / April / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Rolf Peter Sieferle*  
Frank Lisson  
*Blinde Flecken*  
Götz Kubitschek  
*Selbstverständlichkeiten*  
Nils Wegner  
*Kognitive Biowaffen*



**Heft 80 / Oktober / 11 €**  
**Thema: »Parteiherrschaft«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Alexis de Tocqueville*  
Wiggo Mann  
*Soziologie des Parteigängers*  
Felix Menzel  
*An der Lostrommel*  
Martin Lichtmesz  
*Walden, Ungehorsam, Thoreau*



**Heft 78 / Juni / 11 €**  
**Thema: »Vorwärts immer«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Michel Houellebecq*  
Stefan Scheil  
*Die Balfour-Deklaration*  
Benedikt Kaiser  
*Nationengese*  
Michael Wiesberg  
*Disruption*



**Heft 81 / Dezember / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:  
*Autorenporträt*  
*Hans-Dietrich Sander*  
Benedikt Kaiser  
*Neues von der Querfront*  
Olaf Meyer  
*100 Jahre Brest-Litowsk*  
*Briefe an*  
*Alle und Keinen*



Die Alternative wird kaum als Alternative funktionieren, wenn ihre Spitze sich den Snobismus der Altparteien gönnt, das heißt immer ein Stückchen weiter links als die Basis steht.

(Karlheinz Weißmann)